





# Meine Welt im Wandel

Texte schreibender Schüler\*innen für den  
Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.  
im Rahmen des Programms  
„Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“  
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

mit herausgegeben von  
Gerda Stauner

mitteldeutscher verlag

Herausgeber: Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.

Im Rahmen des Programms „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“  
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

Cover: Claudia Lichtenberg

Satz/Gestaltung/Redaktion: Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)

Weitere Informationen zu den „Autorenpatenschaften“ über:

[www.boedecker-buendnisse.de](http://www.boedecker-buendnisse.de)

Alle Altersangaben beziehen sich auf die Entstehungszeit der jeweiligen Texte.

© 2021 mdv Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)

[www.mitteldeutscherverlag.de](http://www.mitteldeutscherverlag.de)

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-96311-530-1

Printed in the EU

## Im Anfang war das Wort ...

Wer kennt es nicht, dieses Zitat. Aber wie komme ich zu diesem Wort, dieser ersten Inspiration, die einen Schwall von Assoziationen nach sich zieht, die Kreativität freisetzt und sich lustvoll an der eigenen Vorstellungskraft vorwärtshangelt? Wie werden Bilder aufgebaut, die eigentlich nur abgeschrieben werden müssten, um einen Plot zu entwickeln, eine lyrische Idee oder um einen dramaturgischen Bogen zu spannen? Die frei von allen Einschränkungen und Blockaden die Lust am Schreiben wecken? Die mit dem Endresultat zu Papier gebracht werden: Schreiben macht Spaß? Die das Selbstbewusstsein stärken und für Möglichkeiten sensibilisieren, einen neuen Ausdruck für sich selbst zu finden?

Diese Möglichkeiten sind gegeben durch die Förderung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung durch das Programm „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“. Mit den Landesverbänden der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V. haben sich kompetente Bündnispartner herauskristallisiert, die das Projekt „Wörterwelten. Literatur lesen und schreiben mit Autor\*innen“ umsetzen. So werden jedes Jahr im fünfjährigen Programmzeitraum rund vierzig Bücher veröffentlicht. In Workshops werden die Kinder oft durch ganzheitliche Ansätze zum Schreiben motiviert, sei es mit Unterstützung von Musikern oder Fotografen, von Hiphop-Tänzern oder Hörbuchmachern. So entstehen Poetry-Slams, Drehbücher oder Dialogsequenzen für darstellendes Spiel. Kinder und Jugendliche begeben sich auf Fantasiereisen in ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten, der tausend tanzenden Worte, der wilden Assoziationen, die eingefangen und zu einem Schreiberelebnis zusammengefügt werden. Ob sie nun die Basis für

einen Animationsfilm bilden oder in einem fesselnden Abenteuer Niederschlag finden: Hier eröffnet sich die Chance, Kinder schon im frühen Alter an das lustvolle Erlebnis der eigenen Kreativität heranzuführen. Ein Erlebnis mit Nachhaltigkeit, denn es weckt Interesse, sich besser kennenzulernen und auszuprobieren. Es weckt den Stolz über das selbst Geschaffene und will neu erlebt werden. Dieser Ansatz beinhaltet die positive Entwicklung der eigenen Persönlichkeit, der Selbstachtung und der eigenen Wertschätzung. Er führt zum Respekt dem anderen gegenüber, ist damit ein Beitrag zur Gewaltprävention und entwickelt die Fähigkeit, aktiv an gesellschaftlichen Entwicklungen teilzunehmen.

Aber dann kam Corona, die größte Herausforderung unserer Zeit. Trotz allem entstanden in den Friedrich-Bödecker-Kreisen wie Phönix aus der Asche ungewöhnliche Projekte, die im Zeichen des Lockdowns Perspektiven zur Literaturförderung entwickelten, die über den Tag hinaus Bestand haben und sich auch in unseren „Wörterwelten“ spiegeln.

Der Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V. lädt die Kinder und Jugendlichen deutschlandweit ein, an dem Programm „Wörterwelten“ teilzunehmen. In der vorliegenden Dokumentation einer Autorenwerkstatt im Bundesland Bayern kooperierten das Albrecht-Altdorfer-Gymnasium Regensburg und die Stadtbücherei Regensburg als lokale Bündnispartner. Als Autorin leitete Gerda Stauner von Januar bis Juli die Patenschaft, wobei Georg Braun als Koordinator für den Friedrich-Bödecker-Kreis in Bayern die Verantwortung übernahm. Wir danken für die Zusammenarbeit und das Engagement.

*Ursula Flacke*

*Mitglied des Bundesvorstands der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.*

## Wie wird sich unsere Welt verändern?

Diese Frage stand im Vordergrund, als ich im Sommer 2020 anfang, mich näher mit der Projektidee „Wörterwelten“ zu beschäftigen. Ein Jahr zuvor hatte ich zum ersten Mal von der Autorenwerkstatt gehört, die der Friedrich-Bödecker-Kreis regelmäßig anbietet. Schon damals fand ich die Idee spannend, Jugendliche über einen gewissen Zeitraum begleiten zu dürfen, um am Ende deren Texte in einer eigenen Veröffentlichung zu präsentieren. Mich sprach dieses Projekt wohl auch deshalb an, weil ich mir als Teenager vergeblich eine Möglichkeit wie diese ersehnt hatte. Schon als Kind verbrachte ich meine Sonntagvormittage in der örtlichen Bücherei und lieh mir Comics, Sachbücher, Jugendromane und Hörspielkassetten aus. Auch meine Großmutter deckte ich bei diesen Besuchen mit Literatur ihres Lieblingsdichters Hans Ernst ein. Ab und zu lieh ich versehentlich einen Roman aus, den meine Oma bereits gelesen hatte. Ich konnte ihren Unwillen darüber gut verstehen, denn sie musste sich nun eine ganze Woche gedulden, bis ich ihr am darauffolgenden Sonntag ein neues Buch mitbringen konnte.

Ich erinnere mich gerne an die langen Herbstnachmittage, als es für meine Großmutter im Garten nicht mehr viel zu tun gab und die Sonne schon tief stand, so dass sie unsere Küche mit ihrem warmen Licht erhellte. Wir beide saßen am großen Tisch, meine Oma meist auf einem der Stühle, ich auf der Eckbank, und waren in unsere jeweiligen Bücher vertieft. Ab und zu blickte ich auf und beobachtete fasziniert, wie sie beim Lesen lautlos ihre Lippen bewegte. Meine Großmutter war früh Waise geworden und hatte nur eine einfache Schulbildung genossen. Dennoch war ihr ihre tägliche Lektüre sehr

wichtig. Während ihrer freien Stunden, wenn sie nicht gerade kochte oder backte, bügelte oder im Garten Gemüse pflanzte, fand man sie meist über eine Zeitung oder ein Buch gebeugt in der Küche vor, ihre altmodische Hornbrille auf der Nase.

Vielleicht habe ich meine Liebe zur Literatur von ihr geerbt. Wahrscheinlicher ist, dass sie mich geprägt hat und ich es einfach schön fand, meine Zeit mit ihr lesend zu verbringen. Jedenfalls war ihr Wunsch nach neuem Lesestoff Ansporn für mich, jede Woche die Bücherei zu besuchen, auch wenn meine Interessen mit dem Älterwerden in eine andere Richtung gingen. Drei Jahrzehnte später und knapp zwanzig Jahre nach dem Tod meiner Großmutter habe ich meinen ersten Roman geschrieben. Dabei erinnerte ich mich an all das, was sie mir als Kind über ihr eigenes Leben erzählt hatte. Damals empfand ich ihre Schilderungen als eine Art Märchen, in dem von Waisenkindern, bösen Stiefmüttern und geizigen Vettern die Rede war. Ihre Erzählungen über den Krieg verband ich mit Abenteuer, und nicht mit Angst und Schrecken. Vielleicht lag es an der inneren Stärke dieser Frau, die in ihrem Leben so viel hatte ertragen müssen, und die sich selbst nie als Opfer sah, dass ich mit ihr als Vorbild den Mut fand, Schriftstellerin zu werden.

In der Autorenwerkstatt, die ich im ersten Halbjahr 2021 leiten durfte, traf ich auf ein halbes Dutzend Teilnehmerinnen, die sich begeistert in ihre eigenen Traumwelten stürzten, davon erzählten und daraus eigene Geschichten entwickelten. Schon nach den ersten, virtuellen Sitzungen war ich erstaunt, mit wie viel Hingabe sie ihre Protagonisten zum Leben erweckten, wie sie über deren Eigenschaften untereinander diskutierten und mit wie viel Engagement sie alles zu Papier brachten.

In den folgenden drei Monaten, während unserer wöchentlichen Treffen, kamen wir natürlich auch auf das Corona-Virus zu sprechen. Wir tauschten uns darüber aus, wie sich diese besondere Situation auf unser Leben auswirkte. Mir war es wichtig zu erfahren, wie die Teilnehmerinnen mit all den Einschränkungen umgingen, die es ihnen seit nunmehr einem Jahr verboten, ein normales Teenagerleben zu führen. Wir haben uns Texte von Autorinnen angesehen, die sich mit den Veränderungen beschäftigen, die aktuell unseren Alltag auf den Kopf stellen. Gleichzeitig war es mir wichtig zu vermitteln, dass die Lebenswelten von Menschen schon immer äußeren Einflüssen ausgesetzt waren, die von einem Augenblick auf den anderen alles aus den Angeln heben können. Wir haben Berichte von Menschen gelesen, die das Erlebte verarbeiten konnten, weil sie darüber geschrieben haben. Die Autobiografie einer knapp Neunzigjährigen zeigte uns, dass man sich auch noch ein halbes Jahrhundert später mit dem erfahrenen Unrecht auseinandersetzen kann, um ein Stück weit seinen Frieden damit zu machen.

Während zwei Workshop-Tagen im April sichteten wir dann zusammen alle Texte, die während der Schreibzeiten entstanden waren. Mit der fachkundigen Hilfe von Swetlana Kempa von der Stadtbücherei Regensburg wählten wir aus einem Überangebot die Beiträge aus, die schließlich hier erschienen sind. Wir brachten die Texte zusammen in Form, überarbeiteten sie in enger Absprache mit der jeweiligen Autorin und schickten schließlich alles an den Verlag.

Mit tatkräftiger Unterstützung des Friedrich-Bödecker-Kreises in Bayern und dessen Vorsitzenden Georg Braun konnten wir die Autorenwerkstatt durchführen. Herzlichen Dank dafür! Ein weiterer Dank gilt der Schulleiterin

Dr. Claudia Blank des Albrecht-Altendorfer-Gymnasiums in Regensburg, die uns wie ein Fels in der Brandung beim Gewirr um Inzidenzzahlen, Präsenzunterricht und Schnelltests zur Seite stand. Ebenfalls bedanken möchte ich mich bei Isabelle Kleinknecht, der Leiterin der Stadtbücherei Regensburg, die uns während der Autorenwerkstatt jederzeit unterstützte.

All diesen Kooperationspartnern ist es zu verdanken, dass Sie, liebe Leser, dieses Buch nun in Händen halten können. Nicht zu vergessen sind natürlich die sechs Projektteilnehmerinnen. Ohne ihre Fantasie, ihr zielstrebiges Engagement und ihre Liebe zum Schreiben wären die kommenden Seiten leer geblieben. Ich danke euch für diese Autorenwerkstatt, in der auch ich viel darüber gelernt habe, wie man mit einer sich verändernden Welt umgehen kann. Mit viel Zuversicht blicke ich auf eure Generation und bin überzeugt, dass euch der Wandel zu einer besseren Welt gelingen wird.

*Gerda Stauner  
Regensburg im Mai 2021*



Treffen der Schreibgruppe in der Mensa des Albrecht-Altdorfer-Gymnasiums in Regensburg (von links: Paula, Sofia, Josefa, Ida, Maja, Danielle)



Während eines Workshops im Innenhof des Thon-Dittmer-Palais in Regensburg (von links Danielle, Gerda Stauner, Paula, Ida, Maja, Sofia, Josefa, Swetlana Kempa)

## Auszug aus dem Roman „Avery“

Am achten Tag des siebenten Monats kitzelten die Sonnenstrahlen auf Averys Nase, doch sie konnte sich einfach nicht an diesem wunderbaren Gefühl beglücken. Sie seufzte einmal tief, in der Hoffnung, den Knoten in ihrem Bauch zu lösen. Vergeblich. Sie schlug ihre Beine über das Bett, sich wünschend, alles wäre nicht so schlimm, wie es war. Mit schweren Füßen tapste sie in die Küche, um etwas zu essen, doch dadurch wuchsen ihre Bauchschmerzen nur, als hätte sie sie gefüttert. Suchend blickte sich die Elfe nach ihrer Katze Salem um, doch sie war nirgends zu finden. Salem hätte sie vielleicht noch etwas aufheitern können, schließlich war die schwarze Katze ihr ständiger, treuer Begleiter. Der Gedanke, dass die Norwegische Waldkatze einen guten Grund hatte weg zu sein, stimmte sie etwas besser. Doch dies musste etwas sehr Wichtiges sein, weil das, was Avery gleich tat, bereits von unermesslicher Bedeutung war. Mit leicht zitternden Händen stellte Avery ihre Tasse Tee auf den Fenstersims. Nun war es Zeit zu gehen. Sie schlüpfte in ihre Schuhe, griff nach ihrer Umhängetasche und ging los. Als sie von ihrem Haus in den Wald ging, überprüfte sie, ob sie auch alles Notwendige eingepackt hatte. Ihren Heiltrank und Unsichtbarkeitstrank, der aufgrund des seltenen Flussgrases nur eine sehr kurze Wirkungsdauer hatte, ihren Schutzzauber, der auf mehrere Gegenstände gelegt war, wie auf ihr Amulett oder einen extra für diesen Anlass ausgewählten Stein. Sie fand auch den Charme-Zauber der Gnome, der in einem kleinen Gefäß aus Glas saß. Sie atmete erleichtert auf, sie hatte nichts vergessen. Sie wurde noch etwas glücklicher, als sie in ihre Tasche griff und dort Salz spürte. Salem hatte in der Nacht wohl noch ex-

tra einen Schutzzauber gelegt, den sie glatt vergessen hatte, selbst auszuführen. So wuchs auch ihre Bestätigung, dass ihr schwarzer Freund gerade etwas von großer Bedeutung tat. In ihren Gedanken schickte sie einen Segen an die Götter und an Salem. Doch ihre Heiterkeit war nicht von langer Dauer. Ihre Gedanken fingen an zu wandern, genau wie sie es tat. Doch die kleinen Wesen in ihrem Kopf gingen einen anderen und zielstrebigeren Weg als sie. So fand sie sich schneller als sie gehofft hatte, bei dem eigentlichen Thema ihres Ausflugs. Der Drache Bryddris, der Zerstörer des Lebens. Bei jedem Gedanken an dieses Monstrum begann ihr Magen sich zu verknoten und ihr wurde schwindlig vor Angst. Um ihn rankten sich unfassbar viele Legenden und Mythen. Er soll über fünfzigtausend Jahre alt sein, was sogar für die Elfen eine Ewigkeit war. Doch die Legenden, die sich um diesen Drachen rankten, waren noch älter als er selbst. Weit vor seinem Erscheinen, prophezeite ein Orakel sein Kommen. Allein seine Geburt war ein Ereignis, das jahrtausendlang Zerstörung brachte.

Laut einer Priesterin, die bereits vor der Zeitrechnung existierte, würde ein gewaltiges Monstrum im Birminghameus-Gebirge erwachen. Dort, wo es auferstehen würde, lag der gefährlichste und aktivste Vulkan auf dem ganzen Planeten. Dies war nicht das Schlimmste, denn Bryddris und dieser Vulkan waren verbunden. Jedes Mal, wenn der Drache vor Zorn raste, explodierte der Vulkan. Jetzt hieß das, dass das ganze Gelände um den Vulkan verbrannt, verascht und unbewohnbar war. Aveyrs Herz wurde immer wieder bei diesem Gedanken schwer, da das Gelände um das Gebirge einst das fruchtbarste in diesem Land war. Die Millionen Wesen, die dort lebten, waren entweder gestorben oder mussten mit

schweren Verletzungen Asyl im Nachbarland suchen. Die Wiesen hießen heute nur noch die brennenden Steppen.

Avery schüttelte ihren Kopf, um ihre Gedanken wieder zu ordnen. Schweigend stapfte sie durch das Moos. Der ganze Wald wirkte angespannt und je näher sie der Höhle kam, die heute ihr Ziel war, desto leiser wurde es. Es gab kein Vogelgezwitscher mehr, kein Rascheln im Gebüsch und kein einziger Flügelschlag war zu hören. Hier hielt der ganze Wald seinen Atem an, aus Angst vor dem Drachen und was gleich geschehen würde. Bryddris Ankunft sprach sich schneller als ein Lauffeuer herum und nun war alles um ihn wie ausgestorben. Avery wurde mit jedem Schritt nervöser und jeder Atemzug wurde angespannter. Sie rieb ihre verschwitzten Hände an ihren Hosentaschen und atmete ein letztes Mal tief ein. Inzwischen stand sie vor der Höhle. Es roch übel, nach frischem Fleisch und verkohltem Stein. Avery schossen Tränen in die Augen. Sie konnte es noch nie verkraften, tote Tiere zu sehen, gar zu essen. Sie kannte jedes Tier und jede Pflanze. Für sie waren alle gleich. Doch ein Drache brauchte Fleisch, versuchte sie sich zu beruhigen. Sie kramte kurz in ihrer Tasche, um den Charme-Zauber herauszuholen. „Ich brauche dich jetzt dringend“, flüsterte sie nervös. Avery drehte den Behälter dreimal in ihrer Hand, um die Magie freizusetzen. Dann trat sie in die Höhle ein.

Ihre Augen brauchten einige Zeit, um sich an das spärliche Licht zu gewöhnen. Zu Averys Glück schenkte ein kleines, fast erloschenes Feuer gerade genug Licht, um ausreichend zu sehen. Sie rieb sich ein paar Mal über die Augen und fasste ihren ganzen Mut zusammen: „Bryddris!“, rief sie. Avery zuckte zusammen, als ihre Stimme mehrmals an den Höhlenwänden entlang hallte. Ihre Stimme klang nervös und

ängstlich. Verschreckt schaute sie sich um. Niemand war zu sehen. Vielleicht war Bryddris auf der Jagd? Ihr lief eine Gänsehaut über den Rücken. Vielleicht würde es reichen, wenn sie ihm eine Nachricht hinterlassen würde. Doch was sollte sie ihm sagen? Avery schüttelte den Kopf und verwarf diesen unsinnigen Gedanken. Sie wollte eigentlich wieder gehen und war erleichtert, dem Drachen heute nicht entgegentreten zu müssen, als sie ein Aufblitzen im Hintergrund sah. Neugierig drehte sie sich um. Rückblickend konnte Avery es sich nicht erklären, warum sie nicht einfach hinausgegangen war. Schließlich war sie kein Lunaby, eine Art Vogel, der von allem Glänzenden angelockt wurde und es daraufhin stahl. Doch die Elfe zeigte ähnliche Reaktionen wie ein solches Tier. Sie blieb erstaunt stehen, sah sich verstohlen um und ging auf das Funkeln zu. Es war wohl Averys Unterbewusstsein, das sie dort hinzog, denn was dort lag, war erschreckend, doch sie war nicht überrascht, es in der Höhle des Drachens zu finden.

Trotzdem war sie fassungslos, als sie die Rüstungen sah. Es war ein überdimensionaler Brust- und Schädelschutz für den Drachen und daneben lag eine Rüstung für einen Menschen. Avery war wie vom Donner gerührt. Wenn Bryddris in Begleitung eines Menschen war, war der Drache noch um einiges gefährlicher. Sie hatte zwar noch keinen Menschen getroffen, doch was man sich über sie erzählte, ließ sie wie Monster aussehen. Sie töteten Tiere, fällten Bäume, waren grausam und töteten auch untereinander. Ihre Anführer waren oftmals skrupellos und grausam und scheuten sich nicht einfach Kriege anzufangen. Sie musste hier raus. Avery hielt es nicht länger in der neuen Behausung des Drachen und seines Reiters aus. Zügig lief sie dem Ausgang zu, als sich ein Schatten über sie legte.

Sie erstarrte. Averys Herz pocht gegen ihre Rippen und ihr Blut rauschte in ihren Ohren. Bryddris und sein Mensch waren vor dem Eingang und direkt vor ihr gelandet. Der Drache war größer als sie es sich vorgestellt hatte. Große, wütende Augen saßen dicht im dornigen, harten Schädel der Kreatur, was ihm ein ziemlich bedrohliches Aussehen verlieh. Zwei enorme Kristallwucherungen saßen auf dem Kopf direkt über den dicken, spitzen Ohren. Eine Reihe kleiner, aber spitzer Hörner verlief an den Seiten jeder Kieferlinie entlang. Die Nase war breit und hatte zwei kleine, längliche Nasenlöcher. Am Kinn befanden sich kleine Hörner. Zwei riesige Zähne ragten aus der Seite seines Mundes heraus, während sich Reihen großer, spitzer Zähne dahinter auftürmten. Ein dicker und muskulöser Hals lief vom Kopf in einen langen, von Wunden und Alter geprägten Körper. Doch Bryddris war weder schwach, noch wurde er es. Der Drache würde noch Hunderte von Jahren durchleben müssen, bis das Alter ihn wirklich schwächen würde. Seine Oberseite war mit dicker Haut bedeckt und ein gepanzerter Kamm lief über den Rücken. Sein Bauch war mit steinartigen, dicken Schuppen bedeckt und etwas dunkler gefärbt als der Rest seines Körpers. Vier sperrige und kräftige Beine trugen seinen Körper und ließen ihn robust und erhaben wirken. Jedes Bein hatte sechs Zehen, von denen jede in einer riesigen, scharfen und dicken Kralle endete, die scheinbar aus Knochen bestand. Seine robusten Flügel waren fast doppelt so groß wie er und nahmen beinahe die ganze Lichtung vor der Höhle ein. Sein Flügelansatz ging jedoch nur von den Schultern bis ans Ende der Schulterblätter. Die Flügel waren fast dämonisch, ihre Haut schien zu glühen, als ob sie aus Feuer selbst bestünden. Man sah, zwar nur leicht angedeutet, die unheimliche Knochenstruktur, die einen großen Teil der

Flügel ausmachte, und die vielen Stellen an der Unterseite, an denen lange, rankenartige Wucherungen wuchsen. Scharfe, stachelige Schuppen bedeckten die Oberseite der sichtbaren Knochen. Sein breiter, mit Widerhaken versehener Schwanz endete in einer sensenähnlichen Klinge, die mit der gleichen schuppenartigen Haut wie sein Körper bedeckt war.

Er machte einen Flügelschlag und schon setzte er seine schweren Pranken auf dem Boden ab. Seine schwarzen Schuppen glänzten im Licht der Abendsonne und Avery musste mehrmals blinzeln, da die Sonnenstrahlen ihre Augen trafen. Noch während sie blinzelte, hob der Drache seinen Kopf in ihre Richtung, anscheinend hatte er ihre Fährte bereits aufgenommen. Er starrte sie nur ausdruckslos an, doch seine blutroten Augen waren bereits Grund genug, einen Schritt nach hinten zu gehen. Avery griff aus Reflex an den Griff ihres Dolches, doch zog sie ihn nicht hervor, um den Drachen mit- samt Reiter nicht zu provozieren. Sie zuckte zusammen, als der Mann von Bryddris Hals hinuntersprang. Er sah so aus, wie man es sich erzählte: Menschen waren schlank, hochgewachsen (nicht aber größer als Elfen), und muskulös. Oftmals trugen sie viele verschiedene Waffen an sich und fast immer hatten sie einen misstrauischen, hasserfüllten Blick. Auf den Mann, der vor ihr stand, traf alles zu. Avery spürte sofort die negative Aura, die beide umgab. Der junge Mann hatte erd- braune Haare und erstaunlich grüne Augen. Sein Teint war etwas zu hell für diese Gegend. Wahrscheinlich war er auch anfälliger für Sonnenbrand, wenn er mit dem Drachen flog. Er zog sein Schwert und ehe sich die Elfe versah, hielt er es an ihren Hals. „Was willst du hier?“, zischte er mit gepressten Kiefern hervor. Averys Herz pochte bis zu ihrem Hals, wäh- rend sie sich ihre Worte zurechtlegte. „Ich bin Avery, magi-

sche Beraterin der Königin und Schützerin des Waldes. Ihr seid in eine Höhle auf dem Territorium der Königin gezogen, deshalb wollte ich euch begrüßen.“ Mit weit aufgerissenen Augen schaute sie den Drachenreiter an, der sich etwas entspannte. Dennoch starrte er sie misstrauisch an. Ein Blick zu Bryddris und er steckte sein Schwert wieder in die reich verzierte Schwertscheide. „Ich möchte meine überhastige Reaktion entschuldigen“, fing der Mensch an. „Ich bin Arnorr Waadaf, der erste menschliche Drachenreiter seit zweihundertfünfzig Jahren. Mein Volk und ich lebten seit Beginn der Menschheit friedlich auf der Insel Ellingnia. Dort habe ich die ersten eineinhalb Jahrzehnte meines Lebens mit Training für Drachenreiter verbracht. Vor fünf Jahren wurde mein Volk von Fletboons angegriffen, die die Insel eingenommen und für Menschen unbewohnbar gemacht haben. Wir sind seit mehreren Jahren auf der Flucht und suchen Asyl, doch bis jetzt haben uns keine Stadt und kein Herrscher eine Erlaubnis gegeben, eine neue Siedlung zu gründen. Alle hatten Angst vor Bryddris, was wohl auch verständlich ist. Als wir jedoch von eurer Königin und ihrer Herzengüte hörten, war für uns alle klar, dass ihr unsere letzte Hoffnung seid. Mein Drache und ich haben uns entschlossen, zuerst in den Wald zu fliegen, mit der Hoffnung eure Aufmerksamkeit zu erregen und um Asyl zu bitten. Wenn ich darüber nachdenke, hätte ich wahrscheinlich nicht mit Bryddris kommen sollen, da wir euch vermutlich ziemlich erschreckt haben.“ Er grinste Avery hochnäsig an. Die Elfe war nicht überrascht von seiner Überheblichkeit, doch trotzdem hatten seine Worte die Wirkung, die sich Arnorr erwünscht hatte: Avery war gereizt. Sie fastete sich an die Schläfen. „Also wollt ihr mit eurem Volk in diesem Wald leben?“ Sie war eindeutig gegen diesen Vorschlag, da

sie wusste, dass Menschen ihre Häuser aus Bäumen bauten, nicht in Bäumen. Sie könnte so einen Massenmord weder ertragen, noch dulden. Langsam schüttelte sie ihren Kopf und so verhärtete sich die Miene des Menschen wieder. „Wenn ich eure Geste richtig verstehe, Avery, magische Beraterin der Königin und Schützerin des Mikha-Waldes, wollt ihr uns nicht aufnehmen?“ Arnorr's Hand wanderte zum Griff seines Schwertes. Er holt einmal tief Luft, und erklärte, so wie einem Kleinkind: „Mein Klan Runningford sucht seit Ewigkeiten eine gütige Person, die uns ein Stück Land für unsere Siedlung gibt. Wir haben den gefährlichsten Drachen der Welt, wenn nicht das gefährlichste Lebewesen der Welt. Wir sind müde nach diesem jahrelangen Umherwandern. Ich war großherzig und habe immer nur um Hilfe gebeten. Ich hätte Bryddris schon lange befehlen können, eine Stadt zu erobern. Doch ich tat es nicht. Deshalb kann ich leider nicht nachvollziehen, warum ihr mir kein Land geben wollt. Ein Wort und euer gesamter Wald steht in Flammen. Ich frage ein letztes Mal: Gebt ihr meinem Volk Asyl, Avery?“

Avery stand wie vom Donner gerührt da. Ihre Gedanken rasten, doch sie konnte keinen einzigen fassen. Sie starrte diesen Menschen an, der sich für mächtiger hielt, als er war. Sie riss sich zusammen und formte einen groben Plan in ihrem Kopf. „Ich kann euch und eurem Volk Asyl geben, doch ich bitte euch, mir zwei Tage und zwei Nächte Zeit zu lassen, um ein geeignetes Stück Land für euch zu finden und alles Notwendige mit der Königin zu besprechen. Ich würde sagen, wir treffen uns dann wieder hier.“ Arnorr nickte zustimmend und reichte Avery die Hand. „Es freut mich, dass wir uns einigen konnten. Ich hoffe, Ihr findet ein gutes Stück Land für uns.“ Avery nickte zustimmend und schüttelte seine Hand.

Sie hasste Menschen. Sie wollte gehen, doch der Drache versperrte den ganzen Eingang, also schob sie sich vorsichtig an Bryddris vorbei. Aus ihren Augenwinkeln sah sie eine Wunde an seinem Bauch. Sie dachte sich nichts dabei, wahrscheinlich war es eine Jagdverletzung. Als sie aus der Höhle trat, war sie unglaublich erleichtert. Sie atmete tief aus und ging entschlossen los.

*Danielle Dick, 14 Jahre*

## Falsche Freunde

Ich fuhr gerade mit dem Bus in die Innenstadt von Berlin, um mich mit meinen drei besten Freundinnen zu treffen. Doch dafür musste ich meine jüngeren Geschwister allein lassen, was in unserer Wohngegend jedoch sehr gefährlich war, da es oft zu Überfällen und Gewalt kam. Unser Vater musste in schlimmen Zuständen arbeiten, um unser Haus und Essen zu bezahlen. Meine Mutter lebte schon lange nicht mehr. Manche meiner Geschwister waren von einer neuen Frau meines Vaters, die ihn vor zwei Monaten mit acht Kindern zurückgelassen hatte. Meine Freundinnen wissen nichts von meinem Leben. Ich musste ihnen, nämlich Maïke, Romy und Kaya, jedoch manchmal zeigen, dass ich auch Zeit für sie hatte, damit sie keinen Verdacht schöpften, dass ich nicht wie sie lebte. Alle drei waren Einzelkinder, wohnten in einer riesigen Villa und gingen zwei Mal wöchentlich shoppen. Ich hingegen hatte sieben Geschwister, bewohnte ein kleines Haus, in dem ich mir ein Zimmer mit meinen drei Schwestern, die neun, fünf und drei Jahre alt waren, teilen musste. Um mit meinen Freundinnen überhaupt befreundet sein zu können, musste ich ihnen so etwas vormachen.

Ich hatte drei verschiedene Jobs, um mir die edlen Klammotten, die Maïke, Romy und Kaya besaßen, auch kaufen zu können. Heute trug ich eine glitzernde Handtasche, zu einer schwarzen Hose und einem rosa Shirt und hatte gerade so noch den Bus bekommen. Plötzlich wackelte dieser so heftig, dass meine Tasche vom Sitz flog. Als ich mich nach ihr bückte, sah ich einen großen Mann mit einem starken Oberkörper und einem Tattoo auf dem rechten Arm, der mir bekannt vorkam. Er schien mich fest im Blick zu haben und ich merkte

sofort, dass etwas mit ihm nicht stimmte. Ich ließ mich langsam wieder auf den Sitz sinken, doch sein Blick brannte in meinem Nacken. Meine Hände fingen an zu schwitzen, denn in der Spiegelung der Scheibe erkannte ich plötzlich, wer er war: Sein Blick war so finster und hinterhältig, dass ich nicht wusste, ob ich schreien oder weinen sollte. Ich hatte Angst und zugleich brodelte Wut in mir, riesige Wut.

Es war schon acht Jahre her, aber das Gesicht hatte mich immer in meinen Träumen verfolgt. Der Mann, der zwei Reihen hinter mir saß, war zweifellos der Mörder meiner Mutter.

Außer ihm war ich die einzige, die wusste, dass meine Mutter sich nicht selbst das Leben genommen hatte. Ich hatte gesehen, wie der Mann, der jetzt hinter mir saß, mit einer Pistole auf meine Mutter geschossen hatte. Er hatte gelacht, als ich weinend zu ihr gelaufen war. Es passierte in einer einsamen Nacht, in der kein Mensch auf der Straße war. Er hatte mir noch „Black Panther“ ins Ohr geflüstert, was wahrscheinlich sein Deckname war. Erst am nächsten Morgen waren Kranken- und Polizeiwagen gekommen. Ich hatte ihnen den genauen Ablauf geschildert, doch niemand hatte mir geglaubt. Denn, wer glaubt schon einem sechsjährigen Kind? Aber ich hatte mir geschworen, irgendwann die Wahrheit ans Licht zu bringen und jetzt könnte es endlich so weit sein. Doch es war fast unmöglich ihn auffliegen zu lassen, erst recht könnte ich es nicht alleine schaffen. Ich brauchte Hilfe von jemandem, dem ich blind vertrauen konnte. Zuerst musste ich jedoch lebend aus diesem Bus kommen. Unbemerkt drückte ich die Notbremse, die gleich neben meinem Sitz an der Wand befestigt war. Ich hatte Glück: Nachdem der Bus vollständig zum Stehen gekommen war, stürmten alle Fahrgäste verängstigt

aus dem Bus. Ich konnte mich, also, unbemerkt wegschleichen – glaubte ich zumindest.

Als ich durch einige Gassen gelaufen war, duckte ich mich hinter eine Mülltonne, denn ich wusste, dass „Black Panther“ mich nicht so einfach entkommen lassen würde. Als ich vorsichtig hinter der Mülltonne hervorspähte, stand zu meiner Überraschung am anderen Ende der Straße nicht er, sondern ein Junge, der ungefähr zwei Jahre älter als ich zu sein schien. Ich hatte ihn vorhin im Bus gesehen, doch er war mir nicht besonders aufgefallen. Er schaute in meine Richtung. In seinen strahlend blauen Augen erkannte ich Sorge. Vorsichtig kam er zu mir. Ich spürte zwar, dass er mir nichts tun würde, aber ich war zu schüchtern, um einfach aus meinem Versteck hervorzukommen. Doch plötzlich gab mein Handy laute Töne von sich. Ich holte es schnell aus meiner Jackentasche und drückte den Anruf von Kaya weg. Der unbekannte Junge kam blitzschnell zu mir und half mir hoch. Ich spürte, dass meine Wangen warm wurden, da es mir sehr peinlich war, dass ich mich versteckt hatte. Jedoch achtete er nicht darauf. Stattdessen nahm er meine Hand und zog mich durch viele Straßen zum Stadtrand.

Am Anfang wehrte ich mich, doch schon nach der ersten Kreuzung lief ich fast freiwillig hinter ihm her. Nach zwanzig Minuten schnellem Marsch und ohne ein Wort gewechselt zu haben, kamen wir zu einem großen Haus, mit riesigem Garten und einem langen Pool. Er wollte mich weiter in Richtung des Hauses ziehen, doch ich war ihm schon viel zu weit gefolgt. Mit einer geschickten Drehung konnte ich mich aus seinem festen Griff lösen. Ich spürte erst jetzt, dass mir eiskalt war und ich meine Jacke im Bus vergessen hatte. Der Unbekannte sah mich jetzt etwas hilflos, aber trotzdem mit einem bittenden

den Blick an. Ich musste ihn offensichtlich ähnlich angesehen haben, denn er nahm mich jetzt sanfter an die Hand und zog mich weiter. Dieses Mal war meine Angst wie weggeblasen. Vor der Tür nahm er einen silbernen Schlüssel aus seiner Hosentasche. Als wir eintraten, überkam mich ein wohliges Gefühl, obwohl das Haus riesig war. Alles war gemütlich eingerichtet und ein angenehmer Schokokeksduft lag in der Luft. Als ich mich erstaunt umsah, erkannte ich auf einem Bild den unbekanntem Jungen, der jetzt hinter mir war. Darunter stand in einer schnörkeligen Schrift „Noah“. Er war mir mit seinem Blick gefolgt und sagte mit einem leicht amerikanischen Akzent: „Ja, ich bin Noah.“ Ich wusste, dass ich mich jetzt auch vorstellen musste. Nach kurzer Überlegung fragte ich nach dem Grund, warum er mir gefolgt war und mich mitgezogen hatte. Meinen Namen erwähnte ich nur am Rande. Noah erklärte mir, dass seine Mutter seit fast zwei Monaten verschwunden war. Obwohl sein Vater einer der höchsten Kommissare in der Stadt war, gab es noch kein Lebenszeichen von seiner Mutter Elisabeth. Sein Vater und dessen Kollegen verdächtigten die Mafia, zu der wahrscheinlich auch „Black Panther“ gehörte. Allerdings hatte die Polizei noch keine überzeugenden Beweise gegen die gefährliche Gruppe. Ich zitterte, während er mir die ganze Geschichte erzählte. Und irgendwie erinnerte mich das alles an die Situation meiner Mutter. Uns wurde klar, dass das alles zusammenhing. Und wir wussten auch beide, dass den Entführern und Mördern das Handwerk gelegt werden musste.

Zuerst rief ich meinen Vater an, um ihm mitzuteilen, dass ich bei einem Freund übernachten würde.

Dann gingen wir in die Küche, wo Noah uns einen heißen Kakao zubereitete. Danach setzten wir uns mit dem Getränk

gemütlich auf die Couch. Nach fast drei Stunden hatten wir so viel geredet, dass ich dachte, ich würde Noah schon mein ganzes Leben lang kennen. Wir hatten fast die gleichen Interessen, wie Sport, Musik und Bücher. Doch unsere größte Gemeinsamkeit, war der Hass auf „Black Panther“ und seine Gangster-Freunde.

Gegen Mitternacht kam Noahs Vater William nach Hause. Ich versteckte mich im Keller, da wir keine Erklärungen abgeben wollten. William ging zügig ins Bett und war nach kurzer Zeit eingeschlafen. Noah und ich hingegen packten unsere Rucksäcke mit warmer Kleidung, Taschenlampen, Essen und weiteren brauchbaren Dingen für unsere Mission. Jedem, dem wir unseren Plan anvertraut hätten, wäre ein Schmunzeln übers Gesicht gehuscht. Aber wir waren fest davon überzeugt, dass unser Vorhaben funktionieren würde.

Um zwei Uhr schlichen wir mucksmäuschenstill aus dem Haus und machten uns auf den Weg zu einem kleinen Bungalow, der versteckt im naheliegenden Wald stand. Noah erklärte, dass hier der Lieblingsplatz seiner Mutter war. Als wir das schon etwas heruntergekommene, aber trotzdem wunderschöne Bauwerk erreichten, leuchtete der Mond sehr hell. Hier wollten wir mit unserer Suche starten und waren uns sicher, einen Hinweis zu finden. Im Umkreis von zehn Metern gab es unzählige Büsche und Baumhöhlen. Mit unseren Taschenlampen suchten wir die ganze Umgebung ab. Als ich in ein kleines Loch einer riesigen Eiche hineinleuchtete, blitzte etwas Goldenes auf. Ein Ring mit einem wunderschönen bläulichen Diamanten. Auf der Innenseite des Rings war der Name „Elisabeth“ eingraviert. Als ich das Schmuckstück vorsichtig herauszog, bemerkte ich, dass ein kleiner Zettel mit einer Schnur an dem Diamanten festgebunden war. Darauf

stand in schnörkeliger Schrift: „Ich wusste, dass sie mich irgendwann wiederfinden werden. Als sie mich das erste Mal entführten, haben sie sich in Umhänge gehüllt und Masken aufgesetzt, aber ich habe einen von ihnen erkannt. Ich hatte deinem Vater damals nichts davon erzählt, da es ihn sicher sehr getroffen hätte. Aber diesmal bleibt mir wohl nichts anderes übrig. Einer von meinen Entführern ist Papas Bruder, dein Onkel Mark.“ Erst jetzt kam bei Noah die Erinnerung zurück: Elisabeth hatte nach ihrer ersten Entführung etwas von einem versteckten Hinweis an ihrem Lieblingsort gesagt, wovon sein Vater nichts wusste.

Noah wurde kreidebleich. Ich erkannte, dass er sehr enttäuscht war. Sein Onkel sollte der Entführer sein? Ich wollte ihm Mut machen: „Vielleicht hat sich deine Mutter ja geirrt? Aber wir müssen wohl oder übel an unserem einzigen Anhaltspunkt festhalten.“ So bestürzt Noah auch war, wir mussten weiter. Kurze Zeit später machten wir uns mit dem Zug auf den Weg nach Rostock, in Marks Heimatstadt.

Er wohnte in einem kleinen Haus, in einer Siedlung mit ungefähr dreißig Häusern. Wir schlugen uns in der Nähe in die Büsche. Als die Sonne langsam aufging und wir schon eine Ewigkeit gewartet hatten, kam ein schwarzer Porsche mit verdunkelten Scheiben vor der Garage des Nebenhauses zum Stehen. Zu unserer Überraschung stieg nicht „Black Panther“ oder ein anderer Gangster aus, sondern William. Er ging langsam in seiner Polizeiuniform und seiner Kollegin im Schlepptau auf Marks Haustür zu. Bevor sie an der Tür klingelten, schaute William sehr angestrengt in unsere Richtung. Seine Mimik veränderte sich nicht. Anschließend wandte er sich wieder der Tür zu und ein lautes „Ding Dong“ ertönte. Nach zehn Sekunden kam Mark an die Tür. Als er die beiden Poli-

zisten erkannte, schubste er diese zur Seite und rannte blitzschnell auf uns zu. Noah und ich zögerten keine Sekunde. Gemeinsam stürzten wir uns auf seinen Onkel und er hörte auf, sich zu wehren, weil er wusste, dass er verloren hatte. Nachdem ihm Handschellen angelegt wurden, warteten wir allein mit ihm draußen, während Noahs Vater und seine Kollegin mit der geladenen Waffe in das Haus hineingingen. Nach einer gefühlten Ewigkeit kamen sie mit „Black Panther“, dessen Hände ebenfalls in Handschellen steckten, und Elisabeth aus dem Haus.

*Ida Klingseis, 12 Jahre*

## Auszug aus dem Roman „Myrasell“

Fiona schaute sich um. Schaute, was sie geschaffen hatte. Noch wusste sie es nicht. Doch sie war schlau genug. Schlau genug, um zu bemerken, dass sie einen riesigen Fehler begangen hatte. Niemand hatte ihr geglaubt, dass es klappen würde. Jetzt hatte es geklappt. Und sie hatte es berichtet. Live. Die ganze Welt würde es binnen Sekunden erfahren. Wie Aasfresser würden sie sich auf sie stürzen. Alles würden sie ihr bieten. Sie würde auf Eliteinternate gehen dürfen, Preise bekommen, alles. Sie würden ihr helfen, sie lehren, doch alles nur mit einem Ziel: hinter ihr Geheimnis zu kommen. Denn nun war sie in der Welt der Magier angekommen. Und das war keine nette Welt. Fast alle strebten nur nach Macht. Es wurde gelogen und betrogen. Fiona würde es am eigenen Leib erfahren. Oh, sie ahnte es bereits, auch wenn sie die richtige Magierwelt nur aus den Schlagzeilen der Klatschzeitungen kannte. Alle paar Wochen wechselten die Führenden. Meistens durch geheimnisvolles Verschwinden oder anderes, merkwürdiges Abtreten der Vorgänger. Es wurde immer als harmlos abgetan, doch Fiona war sich bewusst, dass dies bestimmt nicht so ablief, wie es angegeben wurde. Und ihr war auch bewusst, dass die Offiziellen, wie sie genannt wurden, krankhaft nach neuen Möglichkeiten strebten. Denn mehr Möglichkeiten bedeuteten mehr Magie, und mehr Magie bedeutete mehr Macht. Und sie hatte eine neue Möglichkeit erfunden. Sie hatte etwas Einmaliges geschafft. Etwas, was nie zuvor jemandem Bekannten gelungen war. Sie hatte einen Golem erschaffen.

Fiona murmelte vor sich hin und konnte es selbst nicht fassen. Verblüfft starrte sie auf den Klumpen Lehm – den sie zum Leben erweckt hatte und der nun bereit war, ihre Befeh-

le auszuführen – und auf den Bildschirm ihres Computers, der immer noch alles übertrug. Schnell schaltete sie den Livestream aus. Was war sie nur für eine Idiotin? Das war wohl das Dümme, was sie jemals getan hatte. Und dann, bevor sie weiter darüber nachdenken konnte, was sie nun tun sollte, war wie aus dem Nichts neben ihr ein Mann erschienen: komplett in schwarz gekleidet. Das konnte doch nicht wahr sein?! Fiona erkannte sofort, wer vor ihr stand. Sie hatte Mythen gehört, doch sie hatte sie als Legenden abgetan. Irgendwelche Hirngespinnste von Verrückten. Es konnte einfach nicht stimmen. Wenn sie Recht hatte, stand vor ihr der Schulleiter von Myrasell. In den Geschichten wurde er immer nur als schwarzer Mann bezeichnet. Einen anderen Namen hatte er nicht. Er schien schnell zur Sache kommen zu wollen: „Du weißt, wer ich bin! Was hast du nur getan, Kind? Jetzt bleibt dir nur noch eins: die Wahl. Entweder du kommst sofort mit mir mit oder du wirst dich selber ins Verderben stürzen. Nur noch ich kann dir helfen. Es ist zu spät, etwas anderes zu tun!“

Ja, er war wirklich der Einzige, der ihr helfen konnte. Doch wusste sie das? Und wie sie es wusste! Sie hatte von Myrasell gehört. Myrasell, die Magierschule im Untergrund. Ein Erstklässler von dort soll mächtiger sein als ein ganzer Trupp von Offiziellen. Dort soll die wahre Magie unterrichtet werden: was auch immer das war. Sie würde es herausfinden. In diesem Moment war nicht sicher, was sie lockte: die Neugier oder die Angst, als sie „Okay“ antwortete. Vielleicht war Fiona es sich noch nicht bewusst, aber jetzt stand ihr Leben vor der endgültigen Wende.

„Das Mädchen ist schlau“, dachte der schwarze Mann, „doch das, was es getan hat ... Nein, das war das genaue Gegenteil.“ Innerlich schüttelte er den Kopf. In was für eine

Gefahr sie sich gebracht hatte! Und in was für eine Gefahr ER die Schule brachte, indem er sie aufnahm! Aber wiederum: Ein Golem ... Normalerweise wurde das erst in der zweiten Jahrgangsstufe gelehrt! Und das Kind hatte es sich selbst beigebracht! Talent war da, so viel konnte man stehen lassen. Und trotzdem ... Wieso? WIESO? Wieso live? Wie kam man auf so etwas ... Er konnte eigentlich nicht. Nein, er MUSSTE sie mitnehmen. Was wäre sie für eine Waffe in den Händen von Geranitshev und seinen Kumpanen. Nein, er musste sie beschützen. Dafür war Myrasell da.

Er hatte zwar eine Gefahr mit in die Schule genommen, aber dafür hatte er eine andere aufgehalten: die Gefahr, was passieren würde, wenn die manipulierte Fiona ... Er wollte es sich gar nicht vorstellen. Jetzt war es sowieso zu spät. Fiona war da. Er hatte ihr ein Zimmer zugewiesen. Gleich würde sie wiederkommen. Sie musste alles erfahren. Alles über Myrasell ... und alles über den Unterricht ... und alles über die Gefahren, die draußen lauerten.

Fiona saß hier. In ihrem Zimmer. In Myrasell. Einer Magierschule! Ja, sie saß hier noch unwissend, was sie erwarten würde. Doch sehr wohl wissend, dass es etwas Großes war. Fiona musste an die Größenordnung denken. Sie hatte bereits etwas Unmögliches getan, indem sie einen Golem geschaffen hatte. Er hatte sie und sich teleportiert. TELEPORTIERT! Das musste man erst mal setzen lassen. Fiona stand auf und ging ans Fenster. Was würde jetzt kommen? Sie konnte es sich nicht vorstellen. Auch wenn sie es versuchte. Sie konnte sich so gar nicht vorstellen, was passieren würde.

Fiona war ein Mensch, der nicht gut darin war, sich Dinge vorzustellen. Nicht ohne Anhaltspunkte. Also dachte sie lieber darüber nach, was schon geschehen war. Denn dort gab

es genügend von ihnen. Was war passiert? Was war passiert, als der schwarze Mann, der Schulleiter, gekommen war? Sie erinnerte sich dunkel, wie er ihr gesagt hatte, dass sie schnell alles Unverzichtbare in eine Tasche packen und mitnehmen solle. Er ließ ihr Zeit. Die nötige Zeit. Aber auch nicht mehr. Sie packte schnell ein paar Fotos, ihre Lieblings-CD, ihr Lieblingsbuch, Notizen, die sie sich gemacht hatte und noch ein paar weitere Gegenstände, die ihr wichtig waren, ein. Als sie dies getan hatte, hatte sie sich noch keine Gedanken um ihre Freunde und Familie gemacht. Die Überwältigung hatte ihr Tun regiert. Erst jetzt dachte sie auch über die schlechten Seiten nach und stellte sich all die Fragen. All die Fragen, auf die sie keine Antwort hatte. Und jede einzelne traf sie wie ein harter Schlag in den Magen. Seit sie hier alleine in diesem Zimmer saß, hatte sie es hinausgezögert, aber es war ihr immer klar gewesen, dass sie sich ihnen stellen musste. Sie musste sie zulassen. Sie musste sich damit beschäftigen. Und Fiona ließ es zu. Es war, als wäre ein riesiger, mit Fragen gefüllter Luftballon in ihrem Kopf geplatzt und der ganze Inhalt prasselte auf einmal auf sie herunter. Würde sie ihre Eltern, ihre Freunde wiedersehen? Wann? Was würden sie denken, jetzt, wo sie auf einmal verschwunden war? Würden sie ihr glauben? Durfte sie ihnen überhaupt etwas erzählen? Larry hatte nicht geglaubt, dass ihre Vorhaben klappen konnten, Esther hatte es schon für möglich gehalten. Mum und Dad hatte sie nicht mal von ihren Versuchen erzählt. Was würden sie jetzt denken? Eine einzelne Träne lief ihre Wange hinunter. „Nein!“, flüsterte sie verzweifelt. Das würde sie gleich mit dem Schulleiter klären. Alles würde gut werden. Punkt!

Sie wusste, was sie jetzt brauchte. Welchen Gegenstand. Sie nahm ihren CD-Player aus der Tasche und schaltete ihn an. Sie

merkte, wie die Musik sie ergriff. Dann begann sie zu tanzen. Zu tanzen auf den zwei Quadratmetern freiem Boden, die sie in diesem kleinen Zimmer zur Verfügung hatte. Für diesen Moment konnte sie alle Sorgen und Probleme vergessen. Für diesen Moment musste sie sich nicht übermotiviert um Magie kümmern. Diesen Moment nutzte sie, um frei zu sein.

Nach einer Viertelstunde sah sie auf die Uhr, die in ihrem Zimmer hing. Sie musste los. Los, zum schwarzen Mann. Dort konnte sie ihre Fragen stellen. Und sie würde gute und schlechte Antworten bekommen.

Fiona tigerte im Kreis herum. Sie stand vor dem Büro des Direktors. Energisch fuhr sie sich mit der Hand durch die glatten Haare. Sie hasste es zu warten. Zu warten auf ... Ja, auf was? Was würde sie gleich erfahren? Bereits vor einer Minute hatte sie an die Tür des schwarzen Manns geklopft. Bereits vor einer Minute hätte dieser schon da sein sollen. Doch sie hatte keine Antwort bekommen. Sie beruhigte sich. Gedankenverloren machte sie ein paar rhythmische Schritte 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 1, 2, 3 ...

Schon rauschte der schwarze Mann herbei. „Oh, hallo Fiona. Du bist ja schon da! Komm doch in mein Büro“, sagte er. Er machte eine einladende Geste. Unbeholfen nickte Fiona. Etwas anderes fiel ihr nicht ein. Sie folgte dem Schulleiter.

„Okay, Fiona ... Als erstes werde ich dir ein paar grundlegende Dinge über den Ablauf hier erklären. Du hast fünf Tage die Woche Unterricht. Montag bis Donnerstag hast du dreimal zwei Stunden Unterricht. Eine Einheit von acht bis zehn, die zweite von halb elf bis halb eins ...“ Fiona hörte aufmerksam zu, während er ihr die grundlegenden Regeln erklärte. „Zudem hast du die Pflicht mindestens einen der hier angebotenen Extra-Kurse auszuwählen. Das sind Dis-

kussionsrunden, in denen ihr über die angegebenen Themen redet, Sachen ausprobiert und Lösungen findet. ‚Wie wichtig ist die Theorie?‘, ‚Was können wir besser machen als die Offiziellen?‘, ‚Wozu sollte man die Magie verwenden?‘, ‚Wieso zerstört die Magie so viele?‘, ‚Ämter auf Myrasell oder nicht?‘. Ich lasse dir kurz Zeit. Du darfst dir ein bis drei der Themen aussuchen. Dann trage ich sie dir in den Stundenplan ein.“

„Ich nehme ‚Wieso zerstört die Magie so viele?‘“

„Das ging schnell. Es freut mich, dass deine Wahl auf dieses Fach gefallen ist. Das wäre Donnerstag fünf bis sechs. Warum hast du dir denn dieses Thema ausgesucht? Das würde mich interessieren!“

Ein Knistern lag in der Luft. Beide wussten, wieso die Wahl auf diesen Kurs gefallen war. Doch Fiona spürte, dass der Schulleiter es aus ihrem Mund hören wollte.

„Die Magie ist so etwas Wundervolles und doch passiert so viel Grausames wegen ihr.“ Fiona hatte leise gesprochen. Und der schwarze Mann nickte nur. Diese Geste reichte aus, um zu zeigen, dass er es auch nicht verstehen konnte. Die Spannung löste sich langsam und der Schulleiter wurde wieder formal. Auch wenn der Nachhall von Fionas Worten immer noch im Raum zu stehen schien.

„Okay, also hier ist dein Stundenplan. Auch wenn wir eine Magierschule sind, wirst du weiterhin normale Fächer haben. Deutsch, Mathe, Geschichte der Menschheit, Gesetze der Natur, Kunst und Sport sind Fächer, die auch schon in deiner bisherigen Schule gelehrt wurden. Auch wenn wir beispielsweise in Geschichte der Menschheit im Abschnitt Entwicklung der Magie andere, richtigere Informationen hervorheben, bleiben diese Fächer weitgehend gleich. Du wirst jetzt aber auch drei neue Fächer auf deinem Planer finden. Magie-Theo-

rie, Anwendung praktischer Magie und Funktionsweisen der Magie. In ‚Magie-Theorie‘ lernst du im Prinzip das, was du für ‚Anwendung praktischer Magie‘ brauchst. Welche Voraussetzungen helfen mir besonders gut Magie anzuwenden? Was haben andere schon geschafft und was für Schlüsse kann man daraus ziehen? Verstehst du, was ich meine?“

„Schon klar.“ Genauso hatte sie auch die Sache mit dem Golem herausgefunden.

„Okay. In ‚Anwendung praktischer Magie‘ wendest du dann eben das Gelernte an und lernst die Grundlagen der Technik der Magie. Wenn man es so nennen kann. Dann bleibt noch ‚Funktionsweisen der Magie‘ übrig. Das unterrichte ich. Dort kommt dann das dran, wofür diese Schule wirklich steht. Warum wir euch alle hierhergeholt haben. Damit ihr DAS lernt. In ‚Funktionsweisen der Magie‘ lernt ihr, wie jeder Einzelne für sich Magie am besten ausüben kann und welche verschiedenen Wege es gibt, Magie auszuüben.“

Fiona wusste, dass es DAS war, weswegen sie mit dem schwarzen Mann hierhergekommen war. Sie grinste und sagte: „Klingt gut.“ Sie ahnte, dass sie damit noch um einiges weiterkommen konnte.

„Das Schuljahr läuft übrigens bereits seit zwei Wochen. Du wirst noch ein bisschen aufholen müssen. Hast du noch Fragen? Es gibt doch sicher noch viel, was du wissen willst“, meinte der schwarze Mann. Vor einer halben Stunde hätte Fiona noch so viel zu sagen gehabt. Aber jetzt? Nichts. Der Mut war nicht da. Der Mut sich die Wahrheit anzuhören.

„Was ist mit meinem Golem passiert?“, fragte sie deswegen. Wie banal das war! Wo sie in den nächsten Jahren doch so viel mehr lernen würde. Fiona wusste das auch. Doch sie wollte nicht komplett mundtot bleiben.

„Ich habe ihn gelöscht. Entschuldige bitte“, antwortete der schwarze Mann. Fiona zuckte nur mit den Schultern. Gestern noch wäre sie in Zorn ausgebrochen, wenn ihr Meisterwerk verschwunden wäre. Gestern noch. Heute gab es Wichtigeres. Schließlich brachte sie mit gepresster Stimme ihre wahren Fragen hervor.

„Meine Familie! Wie werden sie es erfahren? Kann ich sie treffen? Dürfen sie überhaupt etwas erfahren? Und meine Freunde?“

In den wenigen Sekunden, in denen sie auf die Antwort des Schulleiters wartete, lief ein Film in Fionas Kopf ab. Tausend verschiedene Antwortmöglichkeiten. Eine schlimmer als die andere. Kurz schien ihr Herz still zu stehen. Der Direktor hingegen wirkte nicht aufgeregt, eher gelassen. Er musste diese Art von Fragen schon oft gehört haben. Sehr oft. Er sprach mit ruhiger Stimme.

„Deine Eltern wissen schon längst davon. Seit deiner Geburt. Alle Eltern bekommen früh genug die Benachrichtigung über das Talent ihres Kindes. Doch erst, wenn sie den zweiten Brief bekommen, erinnern sie sich wieder daran. Deine Eltern haben damals einen Eid abgelegt, unsere Schule nie an die Offiziellen und deren Ministerien zu verraten: Ob sie es zulassen, dass ihr Kind von ihnen getrennt wird oder nicht. Deine Eltern haben sich sehr für dich gefreut und an dein Talent geglaubt. Sie meinten, dass du die Magie leben sollst, solange wir dich nicht zu einem herzlosen Offiziellen machen.“ Fiona entspannte sich etwas. Das erste Problem war gelöst. Auch wenn es eine Antwort gewesen war, die nicht in einer ihrer tausend abgespielten Szenen vorgekommen war, konnte sie gut mit ihr leben. „Gut“, sagte sie. Doch plötzlich überkam Fiona wieder die Panik und sie fragte

entsetzt: „Haben meine Eltern diesen Brief denn überhaupt schon bekommen?“

„Ja, ich habe ihnen die Nachricht gleich, nachdem ich dich geholt habe, zukommen lassen. Darin wird alles nochmal genau erklärt. Eigentlich hättest du erst nächstes Jahr eingeschult werden sollen. Du bist also ein Jahr jünger als der Rest deiner Klasse.“

Ein Zucken durchfuhr Fiona. Es war immer schon geplant gewesen? Geplant gewesen, dass sie hierherkam? Wieso? Schnell zwang sie sich zu Ruhe. Es gab jetzt Wichtigeres.

„Das ist ... überraschend. Aber gut. Wie ist es denn mit der Verständigung?“

„Du wirst eine Art Handy bekommen. So eins haben alle hier und deine Eltern ebenfalls. Es funktioniert wie ein normales Handy, nur dass es nicht vom Ministerium überwacht werden kann. Du kannst telefonieren und es ist auch ein Art Kommunikationsnetzwerk installiert. Es ist sicherer als das, was du bisher benutzt hast ...“

Fiona stieg die Röte ins Gesicht. Die Anspielung war eindeutig. „Ich ... nicht ... entschuldig...“

„Du musst aus deinen Fehlern lernen. Dann ist alles gut. Jetzt kann man es sowieso nicht mehr ändern. Ich will nur, dass du weißt, in welche Gefahr du dich begeben hast ... Und in welcher Gefahr du immer noch bist.“

## Mein Name

Ich heiße Josefa. So wie meine Urgroßmutter. Ich habe sie nie kennengelernt, aber meiner Mutter hat der Name so gut ge-

fallen. Also heiÙe ich Josefa. Ganz einfach. Der Computer unterringelt Josefa gerade rot. Aber das bin ich gewohnt. Es ist ein eher seltener Name, viele kennen ihn nicht. Kein einziges Mal in meinem Leben habe ich in irgendeinem Touri-Geschäft einen Schlüsselanhänger oder ein Armband mit meinem Namen gefunden. Julia? Ja. Johanna? Auch. Vielleicht noch Josefina, aber nie Josefa. Eigentlich macht es mir nichts aus. Ich meine, mein Name gehört zu mir. Wer weiß, ob ich ein anderer Mensch geworden wäre, würde ich anders heißen. Ich mag meinen Namen. Ich finde auch, er passt zu mir. Ich wurde als Josefa geboren, und ich werde auch immer Josefa sein. Auf die Idee meinen Namen zu ändern, würde ich nie kommen. Wie gesagt, er gehört zu mir.

*Josefa Reisinger, 12 Jahre*

## Auszug aus dem Roman „Herz, Kopf und Baby“

### Was man wissen muss:

Pia ist 18 Jahre alt und eine Streberin. Es besteht keine gute Verbindung zwischen ihr und ihren Eltern.

Pias Freundin Leonie ist ebenfalls 18 und ein Party-Girl. Sie ist sehr hübsch und hat viele Kontakte mit Jungs.

Das Wetter war schön, die Sonne schien und Leonie und ich saßen auf meinen wunderschönen, hölzernen Balkonstühlen. Ich sonnte mich und schlürfte an meinem Cocktail, der ohne Alkohol war, denn ich hasse Alkohol. Alles schien perfekt zu sein. Zu perfekt. Es hatte noch nie einen Tag in meinem Leben gegeben, an dem alles perfekt gewesen war. Deshalb machte ich mir insgeheim doch etwas Sorgen, ob heute noch etwas Schlimmes passieren würde. Was, wenn ...

Leonie unterbrach mich in meinen Gedanken: „Morgen soll doch diese coole Party von Ben stattfinden! Gehst du da auch hin?“

„Wer ist gleich wieder Ben?“

„Der Junge aus unserer Parallelklasse. Du weißt schon, der mit den süßen Locken ... Der Schwarm aller Mädels.“

„Mhmmm ...“ Ich fand das richtig blöd von ihr, dass sie nicht auch sagte, dass auch Jungen auf ihn standen. Immerhin war Fabian auch in ihn verknallt gewesen. (Fabian war ebenfalls in unserer Parallelklasse.)

„Hast du auch eine Einladung bekommen? Ich habe meine ja unter meinem Kopfkissen versteckt.“ Sie kicherte. „Und du?“ Sie schaute mich fragend an und schlürfte an ihrem Cocktail.

Eine lange Pause. Ich hatte KEINE Einladung bekommen.

„Ähm ... naja ...“

Ich wurde rot.

Stille.

„Du hast keine Einladung bekommen, oder? Sag es ehrlich, Pia.“

Noch eine lange Pause.

Es war mir so peinlich.

„Na ja, es gehen ja nur: Lisa, Amélie, Sophia, Anneka Christina, Anna, Mia ...“

Nach und nach zählte sie alle Namen auf, die in unserer Klassenstufe waren.

„Antonia, Emma, Anika, Eva, Antonio ...“

Ich vergrub mein Gesicht in den Händen. Warum waren ALLE eingeladen worden – nur ich nicht?

„Quirin, Mika, Moritz, Justus, Amanda, Pamela, Charlotte ...“

„Okay Leonie, ich habe es verstanden! Es sind alle eingeladen worden – nur ich nicht!“

„Nein, das stimmt nicht! Bob wurde nicht eingeladen ... Nein, warte mal ... Bobs Freundin Paula hat einen Kumpel, der, der Freund ist vom Bruder von Bens bestem Freund. Also, hat Paula ihren Kumpel gefragt, ob er nicht mit seinem Bruder reden kann, der dann Ben überreden sollte Bob auch einzuladen. Ja, und dieser Plan ist aufgegangen. Denn Ben hat sich gedacht, wenn er Bob einlädt, würde Paula bestimmt merken, dass Bob schlecht tanzen kann und dann lieber mit Ben tanzen, der super tanzen kann. Das hat mir die Schwester von Bens bestem Freund erzählt. Du bist also doch die Einzige.“

„Mhmm.“ Ich wusste nicht so ganz, was ich sagen sollte.

Sie schaute mich fragend an. „Hast du morgen schon was vor?“

Ich war über diesen schnellen Themenwechsel überrascht. Aber ... Stopp ... War es überhaupt ein Themenwechsel? Oder meinte sie ...

„Nein, Leonie vergiss es! Ich KANN nicht auf diese Party gehen! Ich WILL nicht auf diese Party gehen! Und ich MUSS auch nicht! Außerdem, wie soll ich denn dort reinkommen? Ich habe doch keine Einladung!“

Ich dachte an früher ...

„Du gehst einfach als meine Begleitung.“ Sie stand auf und warf ihre langen, blonden Haare zurück.

„Und wenn ich nicht will?“

„Ach bitte, ich will dort nicht alleine hingehen!“

Ich seufzte.

„Biiiiittttteeee!“ Sie schaute mich flehend an.

„Na gut. Aber wenn wir erwischt werden, übernimmst du die Verantwortung.“

„Okay, abgemacht.“ Sie lachte und schnappte sich ihre Tasche. „Komm, wir müssen dich noch schick machen.“

## Die Party

Am nächsten Morgen trafen wir uns am Eingang der mehrstöckigen Villa. Bens Zuhause. Am Eingang standen zwei schwarzgekleidete Männer. Leonie schritt mutig auf die beiden zu.

„Hallo! Ich heiße Leonie und das ist meine Begleitung Pia. Das hier ist meine Einladung.“

Sie gab den Männern die Einladung und bevor diese noch etwas sagen konnten, huschten wir schon in das Gebäude. Es erwartete uns ein Gang, der mit vielen Gemälden ausgestattet

war. Wunderschön! Es waren bunte Gemälde dabei, schwarz-weiße Bilder und Bilder, die offensichtlich ein dreijähriger gemalt hatte. Leonie schien die Kunstwerke gar nicht zu sehen und nahm Kurs auf eine Tür mit der Aufschrift: HIER GETS ZUR PARTIE! Ich erkannte drei Rechtschreibfehler. Leonie wohl auch. Sie lachte und lachte. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen und ein hübscher, großer Junge schaute uns an. Als Erstes schaute er Leonie an, die sofort verstummte, als er kam. Dann taxierte er mich und sein Blick wanderte von meinen braunen Haaren hinunter bis zu meinen Füßen, die in viel zu großen High Heels steckten. Ich fühlte mich unwohl. Zum einen, weil ich mir nicht sicher war, ob er erkannt hatte, dass ich nicht eingeladen worden war, und zum anderen, weil er mich mit seinem Blick scannte.

Leonie schaute zu mir rüber. Sie erkannte wohl, dass ich mich unwohl fühlte und stellte sich vor mich. Sie lächelte den Jungen an und begann wild mit den Armen zu fuchteln.

„Hallo, Beni! Na, wie läuft die Party?“

Das war Ben?

Er schaute Leonie an und lächelte.

„Ja, läuft alles super. Kommt doch rein!“

Der Raum war mit Party-Licht erfüllt und es gab auch eine kleine Bar. Auf der Tanzfläche, die sich mitten im Raum befand, waren hunderte von tanzenden und lachenden Leuten.

Ich setzte mich zuerst an die Bar und bestellte mir eine Apfelschorle.

Leonie war auf die Tanzfläche gegangen.

Ich schaute ihr zu, wie sie sich bewegte: wie eine gelernte Profi-Tänzerin.

Ich nippte an meiner Apfelschorle und als ich wieder aufsah, war Leonie von einer Horde Jungs umgeben.

Ich drehte mich um und sah in das Gesicht eines Jungen, der etwas älter war als ich.

Er grinste zu mir rüber. „Lust, mit mir was zu trinken?“

Ich schüttelte den Kopf. Ich war nicht in der Stimmung. Außerdem trank ich keinen Alkohol.

„Ach komm!“ Er gab nicht nach.

„Nein, danke!“ Ich wurde langsam wütend.

Jetzt schwieg er.

Ich schaute wieder zu Leonie. Sie tanzte eng umschlungen mit einem schwarzhaarigen Jungen.

Der Junge neben mir sah auch zu ihr rüber. Tat das aber nicht lange. Stattdessen betrachtete er wieder mich.

„Sie ist schon hübsch.“, sagte er.

Ich nickte. Sie war echt hübsch.

„Aber es kommt ja nicht auf das Aussehen an“, fügte er gleich hinzu.

Er sah für mich schon so aus, als würde er immer nach dem Aussehen urteilen.

„Ne.“

„Aber nicht, dass du denkst, dass du nicht hübsch bist“, meinte er.

Ich sah ihn an.

Er schaute zurück, und einen Augenblick später tranken wir zusammen und ratschten. Nach zehn Minuten bestellte er einen Rotwein.

Es war zu perfekt, wie ich immer sage.

Leonie hatte jetzt aufgehört zu tanzen.

Der Junge neben mir und ich plauderten über unser Leben. Ich erzählte ihm von Hanna, und wie sie gestorben war. SIE, meine beste Freundin. Mir stiegen Tränen in die Augen.

Er nahm meine Hand.

„Is do scho alle ... hicks ... länGst vorBei.“

Ich merkte erst jetzt, dass die Flasche Rotwein schon leer war.

„DiE Zukunft is no vOr Uns ...“

Ich wusste nicht, was er mit UNS meinte. Da nahm er plötzlich meine Hand. Ich zog sie zurück. Dann packte er mich fest am Arm. Ich wollte mich befreien, aber sein Griff war viel zu stark. Er zog mich mit aller Gewalt zu sich rüber. Ich konnte nichts tun. Er kam immer näher. Ich geriet in Panik. Mein Blick verschwamm. Da ...

„Patsch‘ – eine Hand traf den Jungen auf die linke Wange ... und ‚Patsch‘ – eine zweite Watsche.

Er ließ von mir ab. Ich taumelte nach hinten.

Dann sah ich ... Leonie, die mit hochrotem Kopf vor dem Jungen stand.

„FASS MEINE FREUNDIN NICHT AN!“

Ich hatte sie noch nie so wütend erlebt.

Als er sich wieder gefasst hatte, verschwand der Junge in der Menge. Ich starrte Leonie an. Sie starrte zurück.

„Das war der absolute Hammer, Leonie ... Danke!“

Sie lächelte und umarmte mich.

Ein paar Sekunden standen wir nur da, als plötzlich Ben zu uns stieß.

„Was wollte er?“

Er hatte wohl alles gesehen. Warum hatte er nicht eingegriffen?

Sein Blick war kalt und voller Wut. Er sah mich besorgt an. Dann ging er zu der Bar und bestellte mir einen Cocktail.

Ich hatte eigentlich keine Lust auf einen Cocktail, aber nach dem Schrecken ...

Eine Stunde war vergangen. Ich hatte jetzt schon vier Glä-

ser getrunken. Ich konnte nicht mehr, aber Ben schenkte mir immer wieder nach. Ich konnte nicht mehr klar denken.

Mein Blick verschwamm.

Als ich das fünfte Glas trank, wurde alles schwarz vor meinen Augen. Ich fiel und fiel ...

Ich lag in meinem Bett. Leonie war bei mir. Ich wollte mich bewegen, aber mein Körper war so schwer wie ein Stein. Als Leonie mich bemerkte, beugte sie sich über mich und schaute mich besorgt an.

„Alles wieder gut bei dir?“

Ich richtete mich auf. Mein Schädel brummte wie in einem Bienenstock.

„Ja, einigermaßen.“

Alles kam mir wie ein Traum vor. Die Party, der viele Alkohol und ... Ben.

„Was ist passiert?“

„Du ... naja, warst plötzlich weg. Und nach dem vielen Alkohol, den du getrunken hattest, machte ich mir Sorgen ... Ich habe dich gesucht, Pia! Alle haben dich gesucht! Irgendwann kam Ben zu uns ... und sagte, dass er dich gefunden habe. Bewusstlos. Auf dem Sofa.“

Ich starrte sie an. Ich konnte mich an nichts erinnern. Alles schien verloren zu sein.

„Aber ... ich ... also ... ich kann mich an nichts erinnern!“

„Kein Wunder, nach dem vielen Alkohol.“ Sie lächelte. „Ich gehe erst, wenn es dir wieder bessergeht.“

„Du kannst ruhig gehen. Ich muss mich nur mal etwas sammeln.“

„Bist du sicher?“

„Ja, ich bin mir sicher.“

Leonie packte ihre Tasche. „Ich lasse dir mal das hier da.“

Sie holte einen Schwangerschaftstest aus ihrer Tasche und legte ihn auf meinen Beistelltisch. Bevor ich nachfragen konnte, warf sie ihren Mantel über und ging aus der Tür.

Ich brauchte einige Minuten, um mich zu sammeln.

Ich hatte noch so viele Fragen ... Wie war ich hierhergekommen? Und, was sollte das mit den Schwangerschaftstest?

Naja, ich würde sie morgen fragen.

Sollte ich? Nein! Ich war nicht schwanger! Ich doch nicht. Aber, was, wenn doch?

Ein Versuch konnte nicht schaden.

Ich ging auf die Toilette.

## **Der Schwangerschaftstest**

Ich starrte auf die zwei roten Striche. Mein Atem erstarrte. Meine Hände erschlafften. Mein Körper bebte und Angstschweiß kroch meine Stirn hinunter. Ich konnte und wollte es nicht glauben. War das die schreckliche Realität? Ich war schwanger! Ich begann zu schreien. Dann zu weinen. Würde mir das gleiche Schicksal widerfahren wie Hanna? Nein! Ich würde niemals abtreiben. Ich würde nicht mein Kind umbringen. Mein Kind, das in mir wuchs und mich begleitete. Niemals!

Aber wie? Wie sollte ich es schaffen mit einem Kind, dessen Vater ich nicht kannte? Wer würde mich unterstützen auf diesem harten Weg? Meine Eltern sicher nicht. Unser Verhältnis war zu schlecht. Ich dachte nach. Wer würde mich unterstützen? Mich nicht hängen lassen?

Jetzt wusste ich es. Ich schleppte mich durch meine Wohnung zum Telefon. Ich suchte und fand die Nummer von ... Leonie.

Es piepte. Dann hörte ich Leonies Stimme.

„Hallo? Hier Leonie Luné. Was kann ich für Sie ... Ach, Pia! Du bist es. Was ...?“

„Ich bin schwanger.“ Ich heulte.

„Ich komme sofort, Pia. Alles wird gut.“

Sie fragte nicht nach, oder geriet wie ich in Panik. Sie war ernst geworden. So war sie sonst nie.

Zehn Minuten später flog die Tür auf. Leonie stürzte herein. Sie weinte nicht. Sie schrie auch nicht. Sie war auch nicht außer Atem, obwohl sie die fünfzig Treppenstufen zu meiner Wohnung hochgerannt war. Sie stand nur in der Tür und sagte mit einer Stimme, vor der ich mich fürchtete: „Ab heute wird sich ALLES ändern.“

*Maja Hyronimus, 12 Jahre*

## Auszug aus „Die Flucht“

Am 18. Juli kam ein Kind in Indien auf die Welt. Es war nicht zu groß oder zu dünn. Es war normal und doch zu Großem bestimmt. Serafina! Ihr Vater war Künstler und die Mutter unterstützte ihn. Von ihm hatte die Kleine auch das künstlerische Talent geerbt. Serafina lebte zusammen mit ihren Eltern glücklich in einem kleinen Haus. Als sie vier Jahre alt war, kam ihr Bruder auf die Welt. Ihre Mutter hatte ihr Leben für ihn geopfert. Seitdem verfolgte die Familie das Pech. Der Vater fand keine Arbeit mehr und sie mussten umziehen, da die Miete zu hoch war. Von nun an lebten sie in einer kleinen Scheune ohne Heizung und Küche. Serafina musste zum Betteln gehen, weil der Vater nur noch sehr wenig Geld verdiente. Oft gab es nichts oder nur sehr wenig zu essen. Serafina verstand die Menschen, die Reichen und die Armen, denn sie war beides gewesen. Dann, es war, als das Mädchen sechs war, und ihr Bruder anfang zu sprechen, geschah es. Etwas Schreckliches! Serafina kam am späten Abend von ihren Betteltouren zurück und sah ihr Haus. Es stand in Flammen! Das Feuer loderte im Dachstuhl, nicht mehr lange und es würde auch der Rest des Hauses brennen. Ohne zu überlegen, rannte Sera los. Sie hörte ihren kleinen Bruder schreien. Das war das einzige Geräusch, das sie hörte. Sie riss ihn aus seinem Bett und rannte der frischen Luft entgegen. Ihr kleiner Bruder lag weinend in ihren rußigen Armen. Der Vater war in den Flammen zurückgeblieben. Jetzt musste das junge Mädchen mit sechs Jahren für sich und ihren kleinen Bruder sorgen. Allein! Sie schaffte es nicht lange. Schon nach wenigen Tagen war ihr Bruder weg. Er wurde gestohlen, als sie betteln ging. Sie machte sich schreckliche Vorwürfe, nicht gut genug auf ihn

aufgepasst zu haben. Doch es half nichts. Bald wurde sie von einem Mann geschnappt und als Sklavin verkauft. An ihren jetzigen Herrn. Was aus ihrem Bruder geworden war, wusste sie nicht. Er war zu jung, um versklavt zu werden. Sie hatte nur noch das Foto.

## 5 Jahre später

„Schrubb den Boden!“, kommt es aus der mit warmem Wasser gefüllten Badewanne. Wann hatte ich mein letztes Bad gehabt? Es war schon Wochen her. Dreck klebt unter meinen Fingernägeln und meine Kleider strotzen nur so vor Staub. Jeden Abend legen sie mir ein trockenes Stück Brot vor meine Kammer. Seit der Käferplage bekomme ich noch weniger. Ich bin unterernährt und stinke. Ich teile mir mein Kämmerchen mit zwei anderen Sklavinnen. Rita und Amba. Sie sehen nicht besser aus als ich. Nach einem anstrengenden Tag lasse ich mich erschöpft und todmüde auf mein kratziges Strohbett fallen. Es ist eigentlich kein Bett, sondern nur ein Haufen feuchtes Stroh. Als Rita und Amba von ihren Arbeiten kommen, sprechen wir nicht. Wir sprechen nie! Ich habe die beiden noch nie reden hören. Manchmal führe ich Selbstgespräche, weil ich mal wieder eine andere Stimme als die der herrischen Familie, der ich schon seit meinem siebten Geburtstag gehöre, hören will. Wäre ich nicht so tüchtig, dann hätten sie mich schon längst auf die Straße gesetzt. Einmal kam der Postjunge und fragte mich, ob ich nicht fliehen wolle. Ich antwortete: „Wohin?“ Dann wandte ich mich ab und überbrachte die Post meinem Herrn. Doch seitdem lässt mich dieser Gedanke nicht mehr los.

An manchen Tagen schleiche ich in die Küche und besorge mir Papier. Ich kann zwar nicht schreiben, aber dafür umso besser zeichnen. Wenn ich mit dem Füttern der Hühner fertig bin, dann male ich manchmal mit einem Stock Figuren auf den sandigen Boden und wische sie wieder weg. Aber an diesem Abend höre ich wie der Hausherr mit seinem Sohn und seiner Frau spricht: „Seit die Käfer gekommen sind, haben wir den Großteil der Ernte verloren. Wir müssen Schiava verkaufen, die anderen sind schon älter und werden die Hungersnot eher überleben!“ Schiava werden namenlose Sklaven von ihrer Herrscherfamilie genannt. Sie meinen wohl mich, denn meinen Namen kennen sie nicht und ich bin die Jüngste. Sie wollen mich also verkaufen! Ich vergesse vor Angst das Papier, das ich holen wollte. Schnell flitze ich ungesehen nach oben. Keuchend lege ich mich hin. In meinem Kopf dreht sich alles und ich höre immer wieder die Worte meines Herrn. Sie wollen mich verkaufen! Ich muss hier weg! Schon einmal bin ich dort gewesen, auf dem Markt. Es war schrecklich! Überall schreien Leute. Man wird gepeitscht und beschimpft. Sie haben mich dort von meinem Bruder getrennt.

Meine Erinnerungen daran sind lückenhaft. Er hatte, soweit ich noch weiß, dunkles Haar und braune Augen. Bei dem Gedanken an ihn und den Sklavenmarkt beschließe ich es. Ich werde fliehen. So schnell es geht. Ich will auf keinen Fall noch einmal dorthin zurück, wo Menschen gequält und verkauft werden. „Wann soll ich fliehen? Wohin?“, frage ich mich leise. Neben mir nehme ich eine schnelle Bewegung wahr. Ist Rita wach? Ich verfluche mich stumm für mein unvorsichtiges Reden. Hoffentlich hat sie nichts gehört. Da richtet Rita sich auf, erschrocken presse ich meine Augen zu. Da spüre ich, wie sie vorsichtig meine Hand rüttelt, dann fängt sie an zu sprechen.

Sie flüstert und ich muss mich anstrengen, um sie zu verstehen. „Ich weiß, dass du wach bist und dass du fliehen willst.“ Ich zucke zusammen. „Aber ich werde es niemandem erzählen.“ Bei diesen Worten atme ich erleichtert auf. Dann blicke ich sie fragend an. Warum? Warum verrät sie mich nicht, das wäre doch leichter für sie. Als hätte sie mich gehört, fährt sie fort: „Ich habe es auch schon einmal versucht. Doch ich bin gescheitert. Es ist schwierig, doch du wirst es schaffen. Ich war zu unvorsichtig, bin einfach losgelaufen, ohne Vorbereitung. Sie haben mich erwischt und geschlagen, bis ich fast keine Luft mehr bekam. Sei klüger, als ich es war! Doch du wirst es schaffen, ich weiß es!“ Sie endet und legt sich wieder schlafen, als wäre nichts gewesen.

Sie hat es auch schon versucht, aber nicht geschafft. Werde ich erfolgreicher sein? Ich darf nicht darüber nachdenken. Entweder Flucht oder Markt. Die Chance, dass ich es schaffe, ist sehr gering. Trotzdem denke ich mir über Nacht einen Plan aus. Ich werde mich während des Hühnerfütterns davonschleichen. Als ich endlich die Augen schliesse, ist es schon weit nach Mitternacht. Ich schlafe noch ein paar Stunden, dann werde ich auch schon von der frühen Sonne geweckt. Ich springe auf und laufe zur Scheune. „Hoffentlich zum letzten Mal!“, denke ich. Der Futtersack steht schon bereit und ich brauche ihn nur noch hochzuheben. Dann renne ich mit neuer Kraft zu den Hühnern. Ich füttere sie und verabschiede mich von Granuli, meinem Lieblingshuhn. Ich versichere mich, dass niemand in der Nähe ist, dann renne ich los.

Ich war schon stundenlang gelaufen, zumindest kommt es mir so vor. Immer gerade aus. Nur wenige Pausen. Immer wieder blicke ich mich ängstlich um, hoffentlich werde ich nicht verfolgt. Ich möchte nicht anhalten, die Angst ist zu

groß. Ich sende Stoßgebete an die Götter, während ich keuchend weiterlaufe. Hoffentlich hat noch niemand bemerkt, dass ich weg bin. Blätter rascheln und der Wind pfeift mir in die Ohren. Ich möchte nicht auf den Markt. Ich möchte nicht verkauft werden. Das sind meine einzigen Gedanken. Ich laufe noch schneller, als ich plötzlich einen Schuss höre. Ich lasse mich blitzschnell auf den Boden fallen und versuche den Atem anzuhalten. Mein Herz pocht wie wild und als ich weder Stimmen noch Pferdehufe höre, springe ich auf und laufe weiter. Da höre ich einen lauten Ruf einer bekannten Stimme. Ich drehe mich um und sehe genau in die kalten Augen meines Herrn. Jetzt ist es aus, denke ich. Doch plötzlich bricht der Boden unter mir weg. Ich falle. Von oben höre ich noch einen erstaunten Ruf, dann wird alles schwarz.

Als ich meine Augen aufschlage, bin ich immer noch ganz benebelt von dem Sturz. Ich liege auf kühler Erde. Es ist stockfinster und meine Hände tasten vorsichtig den kalten Lehm zu meinen Seiten ab. Immer wieder rieselt Erde von oben auf mich herab. Ich muss hier weg, denke ich. Sonst werde ich hier unten noch verschüttet. Aber wie? Und wer gräbt hier eine Fallgrube? Ist sie für ein Tier? Ich habe keine Antworten. Wie soll ich hier herauskommen? Die Wände bestehen aus bröckeligem Lehm und sind nicht sehr stabil. Ich schätze die Entfernung zu dem Ende der Wand ab. Es sind ungefähr zwei Meter. Da reißt mich die Stimme meines Herrn aus meinen Gedanken. Ich dränge mich gegen die kühle, erdige Wand. „Komm sofort hoch! Wer hat diese verdammte Grube gegraben? Auf meinem Grundstück, wenn ich den erwische ...“, schreit er außer sich vor Wut und geht dann davon. Anscheinend hat er beschlossen, mich hier sterben zu lassen.

Heiße Tränen brennen in meinen Augen, wie das Feuer, das mein Leben zerstört hat. Langsam erhebe ich mich, meine Glieder schmerzen und ich spüre jeden einzelnen blauen Fleck, den ich mir bei dem Sturz zugezogen habe. Ich richte mich stöhnend auf und taste die Wände um mich herum ab. Nur Erde. Doch da! Auf einmal weicht der kalte Lehm und meine Hand fährt über rauhen Stein. Es ist zu dunkel, um etwas zu erkennen, aber ich taste mich weiter und spüre plötzlich eine Erhebung im Stein. Meine Finger liegen auf kaltem, gemustertem Felsen. Er ist mit Linien verziert, doch ich kann weder lesen, noch habe ich Licht. „Fühlt sich fast wie ein Knauf an“, überlege ich. Vorsichtig ziehe ich daran. Es passiert nichts. Ich rüttle an dem vermeintlichen Türknauf. Und als ich nach links drücke, öffnet sich ein Tor mit einem Knirschen. Vielleicht muss ich hier doch nicht verschimmeln, denke ich hoffnungsvoll. Langsam und sorgfältig ziehe ich die Tür hinter mir zu, falls mein Herr es sich doch anders überlegt und zu mir herunterkommt. Ich schleiche einen engen Gang entlang. Alles ist stickig und dunkel. Kurz darauf stehe ich vor einem gewaltigen Tor, darauf sind Zeichen geritzt. Meine Beine tragen mich hindurch.

Ich betrete eine riesige Empfangshalle. Die Wände sind weiß und überall hängen Bilder von Menschen. Ich drücke mich eng an eine der großen Marmorsäulen und habe dabei Angst sie schmutzig zu machen. Ich passe überhaupt nicht in den Raum. Überall sitzen oder unterhalten sich gutaussehende, weiß gekleidete Männer und Frauen. Ich mache mich klein und hoffe, nicht gesehen zu werden. Plötzlich höre ich eine Stimme: „Hey, schaut mal, wen ich hier gefunden hab’! Die Kleine von Jack, ganz verdreckt!“ Ein großer dunkelhäutiger Mann zieht mich hinter der Säule hervor. Alle drehen

sich zu mir um und lachen. Aber in meinem Kopf dreht sich alles nur um diesen einen Satz. Die Kleine von Jack! Wer ist dieser Jack? Diese Leute denken, ich bin seine Tochter. Vor lauter Grübelelei vergesse ich rot zu werden. Ich will gerade fragen, wer dieser Mann ist, da betritt eine große, schlanke Frau die Halle. Sofort verstummte das Gemurmel. Sie hat rote Haare und sticht aus der Menge heraus. Die Frau wirkt elegant und strahlt eine natürliche Autorität aus. Trotzdem finde ich sie aus einem unerklärlichen Grund sympathisch. „Hey Emm, was machst du denn hier? Und dann noch in diesem Aufzug?“, fragt sie mich lachend. Eingeschüchtert antworte ich, dass ich nicht Emm bin und frage, wo ich bin. Da hört sie auf zu lachen, als hätte ich irgendetwas Schlimmes gesagt. Ohne ein weiteres Wort wendet sie sich ab. Ich weiß intuitiv, dass ich ihr folgen soll.

Sobald wir aus der Tür und auf der anderen Seite der Halle sind, wird lauthals über meinen Auftritt diskutiert und gelacht. Ich folge der Frau. Ihre roten Haare fließen in Wellen über ihren Rücken. Sie geht vor mir her und biegt in eine Tür ab. Von innen sieht der Raum wie ein Büro aus. Über einem Stuhl, hinter einem ordentlichen Schreibtisch, steht eine große Inschrift. Wieder die gleichen Zeichen, wie an dem großen Tor. Als sie sich niedergelassen hat, fragt sie mich, ob ich etwas trinken möchte. „Wie komme ich hier wieder raus? Was bedeuten diese Zeichen?“, antworte ich, ohne auf ihre Frage einzugehen. Ich verstehe so vieles nicht. „Also, ich heiße Clarisse und bin Chefin des PFFP. Mehr kann ich dir nicht verraten. Wir sind eine geheime Organisation und ich kann nicht jedem, der hier hereinspaziert, wichtige Informationen geben. Wenn du nicht Emm, Jacks Tochter bist, wer bist du dann und wie kommst du hierher?“, antwortet Clarisse mir.

Ich erzähle ihr von meiner Flucht und meinem Leben davor. Aus irgendeinem Grund verrate ich ihr viel von meinem Leben, ich vertraue ihr. Die Frau seufzt und wendet sich ab, dann sagte sie: „Ich kann dir leider nicht helfen. Wir sind hier mit weitaus wichtigeren Dingen beschäftigt, aber deine Geschichte hat mich berührt. Nenn mir eine Sache, bei der ich dir helfen könnte. Brauchst du Geld oder Essen?“ Ich muss nicht lange überlegen, da fällt mir mein größter Wunsch ein. „Ich will meinen Bruder wiederfinden!“, antworte ich mit fester Stimme.

Clarisse sieht mich an und erwidert: „Ich halte meine Versprechen. Hast du eine Idee, wo er sein könnte? Ich beauftrage Sam damit, ihn zu finden.“ Mit diesen Worten löst sie ein Funkgerät von ihrem Gürtel und befiehlt jemandem zu kommen. Wenige Minuten später klopft es an der Tür. Der Beauftragte heißt Sam und ist der, der mich vor allen anderen blamiert hatte. Warum er? Doch ich beschwere mich nicht, denn sonst würde sie mich vielleicht einfach rausschmeißen. Sam schaut mich grinsend an und deutet eine Verbeugung an. Dann wendet er sich spöttisch seiner Chefin zu und fragt, was das solle? „Sam, such' mit ihr ihren Bruder. Tu' es für mich!“

„Na schön! Komm mit. Wie heißt du eigentlich? Ich bin Sam und arbeite mit Clarisse zusammen.“ Trotzig schaue ich ihn an und antworte: „Ich bin Serafina und ich weiß, dass du Sam heißt.“ „Oh, da ist wohl eine besonders schlau“, versucht er mich zu necken. Doch ich lasse mich nicht ärgern. „Okay, Sera, wir werden jetzt zusammen eine Mission erledigen. Wie heißt denn dein Bruder und wie alt ist er?“, fragt Sam sachlich. Es überrascht mich, bis jetzt habe ich noch keinen Spitznamen gehabt. Ich überlege kurz, dann erkläre ich: „Mein Bruder heißt Elian und ist jetzt ungefähr acht Jahre alt.“ „Okay, das

erleichtert mir die Suche. Das ist ein seltener Name.“ Er zieht ein Handy aus seiner Tasche. Ich luge an ihm vorbei. Das Handy hat nur eine App. Wieder Zeichen, die ich nicht verstehe. Er öffnet sie und es erscheint ein Suchfeld. Dort gibt er wohl den Namen und das Alter meines Bruders ein. Sofort erscheinen ein Dutzend Köpfe von Jungen. Er zeigt mir die Bilder, doch mein Bruder ist nicht darunter. Da ich ihn das letzte Mal gesehen hatte, als er erst zwei war, fällt es mir schwer, ihn wiederzuerkennen. Alle, die ihm ähnlich sehen, sind es nach genaueren Recherchen doch nicht. „Geh erst einmal schlafen. Ich werde mich noch weiter informieren. Dort drüben ist dein Zimmer.“ Ich winke ihm kurz zu, dann betrete ich den Raum. Es ist alles weiß und ich beschließe erst einmal zu duschen. Ich genieße das Gefühl warmes Wasser zu benutzen. Sauber und müde schlafe ich in dem weichen Bett ein.

Als das Mädchen verschwunden ist, dreht sich Sam um und geht durch die weißen Gänge zu seinem Büro. Erschöpft lässt er sich in die weichen Kissen seines Sofas fallen. Er gähnt und macht es sich gemütlich. Endlich hat er einen neuen Auftrag erhalten, zwar mit einer frechen Göre, aber damit muss er sich abfinden. Seit er seinen letzten Auftrag vermässelt hatte, vertraut Clarisse ihm nicht mehr. Jetzt hat sie ihm, ihrer Meinung nach, einen leicht zu bewältigenden Auftrag gegeben. Doch Sam spürt, dass es seine Chance werden könnte. Er will Clarisse von ihrem Platz an der Macht stoßen und selbst Chef werden. Sam weiß, wo Elian ist, und wenn er ihn aus einer misslichen Lage befreien könnte, würde sie ihn vielleicht respektieren. Clarisse ist an der Macht, weil sie vor fünf Jahren Drillinge retten konnte. Clarisse hatte die drei Kinder aus einem brennenden Haus gerettet. Dabei setzte sie ihr Leben

aufs Spiel und wurde befördert. Jetzt will Sam es ihr gleich-tun und diesen Elian retten. Er weiß, wo Elian ist, das ist sein Trumpf.

## **Rita über Serafina**

Rita saß tief gebeugt über dem mausgrauen Notizbuch. Sie wusste viel. Sehr viel. Über die anderen. Seit sie klein war, beobachtete sie Menschen. Sie blätterte weiter. Es würde das Ende der Geschichte sein. Seit das Mädchen weggelaufen war, hatte sie alles über es notiert. Sie wusste alles über sie, alles außer den Namen. Rita war schlau genug, um keine Selbstgespräche am Tag oder im Schlaf zu führen, nicht wie die anderen Sklavinnen.

Vor fünf Jahren kam eine Neue. Sie hatte der Sklavin den Namen Cara gegeben. Cara bedeutet die Liebste, die Treuste. Denn Menschen brauchen einen Namen. Als Rita die Stelle gefunden hatte, begann sie zu lesen.

„Heute ist jemand Neues gekommen. Das Mädchen weinte, als die schmutzigen Hände sie gepackt und auf den Hof gebracht hatten. Mir war klar, dass sie mit ihren dünnen Armen und den hellbraunen Haaren es hier nicht leicht haben würde. Ich wusste, dass sie mich brauchen würde. Doch ich täuschte mich. Cara lebte sich gut ein. Am Anfang erwischte ich sie noch des Öfteren, wie sie über ein kleines Bild gebeugt im Hühnerstall lag. Ich nahm es ihr weg, als sie schlief. Ich weiß, dass es das Einzige ist, was sie hatte, doch das ist meine Aufgabe. Auf dem Bild ist ein kleiner Junge mit blauen Augen und braunem Haar. Manchmal redet sie im Schlaf von ihm. „Wo bist du, kleiner Mond?“ hörte ich sie immer wieder

flüstern. Cara wächst nicht schnell. Seit ihrer Ankunft ist sie kaum zehn Zentimeter gewachsen. Auch ihre Augen sind ungewöhnlich. Eines braun, das andere olivgrün. Als sie kam, hatten sie einen besonderen Glanz, der mit der Zeit in diesem trostlosen Hof verschwand. Außerdem verbirgt sie den rechten Arm, als würde sie etwas verstecken. Selbst im Sommer trägt sie ein langes, graues Kleid mit Schürze, das wir anderen sonst im Winter tragen. Auch ihr Gesicht ist immer sauber und gewaschen, als hätte sie Angst, dass jemand kommt und sie nicht erkennt. Von ihren Eltern weiß ich nichts, außer, dass sie vermutlich früh gestorben sind.“

„So wie meine!“, dachte Rita, doch sie hielt die Tränen zurück. Kinder wurden nur Sklaven, wenn entweder die Eltern es selbst waren oder wenn sie tot waren. Dann wurden sie von Sklavenhändlern aus dem Haus getrieben und verschleppt.

Das Lesen und Schreiben hatte Rita von Nia gelernt, die schon vor Jahren verheiratet wurde. Sie war die älteste und einzige Tochter von ihrem Herrn gewesen. Dann dachte sie wieder an Cara. Der Postbote hatte immer wieder Kontakt mit ihr aufgenommen. Wer war er? Ihr Freund? Ihr großer Bruder? Ein Fremder? Sie wusste es nicht und das ärgerte Rita. Dann las sie weiter.

„Heute hat Cara etwas gezeichnet. Ich spähte um die Ecke. Sie saß am Boden, ihre langen, hellbraunen Haare verdeckten den ganzen Rücken. Auf dem Boden hatte sie mit einem Stock ein Huhn gemalt. Es sah nicht schlecht aus. In ihr schlummert unentdecktes Talent, das sie vermutlich nie ausüben könnte. Sie malte öfter, wischte es aber sofort wieder weg. Deshalb konnte ich nicht alles sehen.“

Die nächsten Seiten konnte Rita nicht lesen. Sie waren mit Wasser in Berührung gekommen und aufgequollen. „Rita,

komm! Die Schnecken gehen nicht von allein weg!“ Seit der Schneckenseuche musste sie fast jeden Tag, obwohl es nichts brachte, die schleimigen Tiere von den zerfressenen Salaten entfernen. Sie stand auf und rannte nach unten. Das Buch ließ sie offen liegen, auch wenn sie sehr vorsichtig war, vergaß sie es manchmal, zum Nutzen anderer.

*Paula Bergauer, 12 Jahre*

## Verdrehte, verzerrte, falsche Welt

Sie blickte auf die Runzeln in seinem Gesicht, seine eingefallenen Wangen, den Stock, den seine knochige Hand umklammerte, um seinen gebeugten Rücken zu stützen – das zeigte alles sein hohes Alter. Nur die himmelblauen Augen, die strahlten wie eh und je, ließen Claras Großvater oft jünger erscheinen, als er tatsächlich war. Doch in dem Moment lachten diese Augen nicht, sondern sie blickten so ernst, wie die Vierzehnjährige es bisher kaum gesehen hatte.

Seine heisere Stimme durchbrach die Stille des frühen Morgens: „Ich kann dich nicht mehr umstimmen, oder? Du weißt doch, wie gefährlich ...“

Angesichts ihres unverändert entschlossenen Gesichtsausdrucks brach er ab und seufzte ergeben.

„Du weißt doch genauso wie ich, dass es nötig ist. Ich kann hier nicht bleiben, du kennst den Grund ja. Außer dir hält mich sowieso nichts mehr hier, seit ...“

Claras Stimme versagte und sie schluckte bei dem Versuch, den Kloß in ihrem Hals loszuwerden. Sie wollte nicht daran denken, was der Grund war, weshalb sie fortmusste. Weshalb sie den Ort, an dem sie aufgewachsen war, verlassen musste.

Der Grund war nicht, dass sie keine Freunde hatte. Oder ihre Familie, die ihr schon lange nichts mehr bedeutete, denn sie war sowieso schon immer allen egal gewesen, außer ...

Stopp. Das war jetzt unwichtig. Sie musste sich auf die bevorstehende Reise konzentrieren, denn die würde sicherlich alles andere als leicht und ungefährlich sein. Clara holte tief Luft.

„Ich bin bereit, Großvater.“

Ein tiefes Seufzen war seine Antwort. Die Trauer, seine Enkeltochter zu verlieren, spiegelte sich in seinen blauen Augen. Doch dann erhob sich Claras Großvater mit einem Stöhnen angesichts seiner steifen Glieder und humpelte hinüber zum Schreibtisch am Ende des Raumes. Die vom Alter dunklen Dielen knarzten unter seinen Füßen. Als der Alte die oberste Schublade aufzog, schien sie klagende Laute von sich zu geben.

Clara konnte nur hoffen, dass von dem Lärm niemand aufwachte. Denn sollte jemand herausfinden, was sie plante, so würde das weder für sie, noch für ihren Großvater ein gutes Ende nehmen. Sie schauderte bei dem Gedanken. Denn sie konnte nur erahnen, welche grausamen Foltermethoden sie bereithielten, um ihnen die Wahrheit zu entlocken.

Plötzlich überfielen sie Zweifel an ihren Fluchtplänen mit ganzer Macht.

Nicht nur würde sie diesen Ort höchstwahrscheinlich nie wiedersehen. Sondern sie brachte sowohl sich selbst als auch ihren Großvater in Gefahr. Zwar war er durch seinen Rang als Seher geschützt, aber sie suchten schon lange einen Grund, gegen ihn vorzugehen.

Claras Großvater nahm etwas aus der Schublade. Trotz ihrer Furcht war das Mädchen neugierig. Das, was er in den Händen hielt, bildete die Grundlage der Macht ihrer Familie. Was konnte nur so besonders sein?

Sie machte einen Schritt auf ihn zu – und erstarrte. Sie hatte etwas gehört. Es war fast geräuschlos, ein kaum vernehmbares Tapsen. Doch ihr bisheriges Leben hatte sie gelehrt, sich davor in Acht zu nehmen.

Clara schaute zu ihrem Großvater. Auch er hatte es vernommen. Seine Augen hatten sich geweitet und seine Gestalt

sah noch zerbrechlicher aus als sonst. Er bedeutete ihr, sich zu beeilen. Sofort war sie bei ihm. Der Seher öffnete seine Hände. Dort war Licht. Wirbelndes, wütendes Licht. Jedenfalls erschien es Clara, obwohl das offensichtlich unmöglich war, so. Der Vierzehnjährigen war mit einem Mal übel. Niemals konnte sie dem vertrauen.

Das Tapsen verstummte. Dann erklang etwas, das sich anhörte, als machte ein Tier, vielleicht eine Katze, einen Satz. Das Wesen auf der anderen Seite der Wand landete auf der Türklinke, die Tür schwang auf und knallte gegen die Wand. Das Geräusch hallte durch das ganze Gebäude. Innerhalb kürzester Zeit würden die Wachen da sein. Doch das war nicht das Schlimmste. Das Wesen machte sich zum Angriff bereit.

Claras Schrei weckte alle anderen, die noch geschlafen hatten, aber es war ihr egal. Sie drehte sich wieder zum Licht.

„Spring, Clara! Schnell!“, rief ihr Großvater mit bebender Stimme. Sie stolperte auf das pulsierende Licht zu. Die Welt um sie herum wurde größer und größer, oder vielleicht wurde sie auch kleiner, und dann befand sie sich völlig schwebelos im Licht.

Es war völlig unmöglich, dass das hier passierte, war ihr erster, merkwürdig verschwommener Gedanke.

Dann blickte sie hinauf, nur um zu sehen, wie ihr Großvater von dem gewaltigen Wolf ihres Vaters angesprungen wurde.

„Aaaaaaaaaaaaaaaaaah!“, das war das zweite, das ihr durch den Kopf schoss. Dann wurde alles schwarz.

Nach einer Zeit, die sie nicht genau bestimmen konnte, wirbelte das Licht noch immer um Clara herum. Aber es erschien ihr nicht mehr bösartig, sondern irgendwie beruhigend, einschläfernd. Es gab ja auch nichts zu tun, hier in diesem Lichtwirbel. Sie war sich nicht einmal sicher, ob sie fiel

oder schwebte. Wenn sie sich bewegen wollte, konnte sie es einfach tun. Manchmal drehte sie sich ein bisschen, um eine bequemere Position zu finden. Doch die meiste verworrene, ewig lange Zeit schlief sie. Licht war erstaunlich gemütlich.

Es gab keinen Schmerz hier, keine Angst, keine Zweifel und Sorgen ...

Keine Freude, kein Glück ...

Doch das machte Clara nichts aus. Sie war völlig zufrieden mit diesem Fehlen von Gefühlen, dem dumpfen, sorglosen Sein ... Eigentlich konnte sie sich nicht einmal daran erinnern, wie es war, etwas anderes zu fühlen. Auch ihre Erinnerungen an ihr bisheriges Leben schienen zu fehlen. Natürlich stimmte das nicht, alles war noch da, sie müsste nur danach suchen, aber das war so viel Arbeit ... Sie würde es später machen. Vielleicht.

Schließlich war es doch besser, einfach zu vergessen, oder?

„Clara! Claaaara!“

Was war das? Mit einem Schlag schreckte das Mädchen auf.

„Clara! Komm zu dir! Vergiss nicht, wer du bist! Fang an zu suchen! Du hast nicht viel Zeit! Ich kann dir nicht mehr helfen ... Erwinnere dich ...“

Die Stimme entfernte sich wieder, klang ab und verstummte schließlich.

Das war ihr Großvater gewesen, daran zweifelte Clara nicht einen Moment. Aber was hatte sie vergessen? Warum fiel ihr einfach nicht ein, worüber er geredet haben konnte? Was tat dieses Licht ihr an?

Plötzlich begann sie zu husten, musste würgen und erbrach sich. Etwas schleimiges Dunkles kroch aus ihr heraus, wand sich aus ihrem Mund heraus und verschwand. War es die böse Natur des Lichts, die so die Kontrolle über sie ge-

wonnen hatte? Der Gedanke ließ sie noch mehr würgen, bis sie irgendwann zitternd dalag. Die ganze Benommenheit war verschwunden, sie konnte endlich wieder klar denken.

Wie hatte es nur so weit kommen können? Sie hatte doch die Geschichten gehört, hatte gelauscht, wenn die Mägde sich beim Wäscheaufhängen die neuesten Erzählungen über diesen geheimnisvollen Gegenstand, der vermutlich ein Portal öffnen konnte, zuraunten. Warum hatte sie ihnen nicht geglaubt, dass es gefährlich war?

Stattdessen hatte sie sich vom Lichtwirbel verführen lassen, hatte die Verantwortung für ihr Leben abgegeben. Zwar verstand sie es noch immer, wusste, wie groß die Verlockung war, dem Angebot des Vergessens zu folgen. Aber trotzdem ... Wie hatte sie nur so dumm, so leichtsinnig sein können?

Egal. Die Vierzehnjährige richtete sich auf und atmete tief durch, nicht nur, um wieder zu Luft zu kommen, sondern auch als Versuch, ihre Gedanken zu klären.

Ihr Großvater musste tot sein. Niemand überlebte einen Angriff dieses Wolfes. Und das war ihre Schuld ... Durch ihre Flucht hatte sie ihnen einen Grund gegeben, ihn anzugreifen ...

Sie hatte Glück, dass er es davor noch geschafft hatte, sie zu warnen. So war es schon immer gewesen. Er hatte sie gerettet, hatte ihr geholfen, wenn sie unglücklich gewesen war. Der Gedanke an ihn hatte sie immer mit einem Gefühl von Geborgenheit und Glück erfüllt. Und jetzt lebte er nicht mehr ...

Verwundert schmeckte Clara etwas Warmes, Salziges und Nasses. Sie hatte die Tränen nicht bemerkt.

Aber sie durfte sich nicht erlauben zu trauern. Sein Tod war nur noch ein weiterer Grund, sich auf den Weg zu machen. Sie hatte eine Mission zu erfüllen.

Das Licht wirbelte schneller und schneller.

„Dieses Mal bist du uns entkommen. Aber wir werden dich nicht vergessen. Wenn du es nicht erwartest, werden wir zuschlagen.“ Hatte Clara sich diese Worte nur eingebildet? So leichtgläubig war sie nicht. Das Licht würde tatsächlich Rache nehmen. Irgendwann.

Doch jetzt musste sie sich konzentrieren. Denn was war das andere gewesen, das ihre Ohren vernommen hatten? Angeblich war sie dem Licht entkommen ...

Dann öffnete ein Loch unter ihr und sie stürzte herab.

Ihr Schrei verebbte vor Erstaunen sofort. Unter ihr erstreckte sich eine weitläufige Landschaft. Sie wäre aber schöner anzusehen, wenn sie nicht so eintönig wäre: Riesige Kornfelder neben Maisfeldern, die ebenfalls kein Ende zu nehmen schienen. Außerdem lag ein beißender Geruch in der Luft, er kam eindeutig von den Pflanzen da unten. Von den vielen verschiedenen Vögeln und dem geschäftigen Summen und Brummen der Insekten, die sie von zu Hause so gut kannte, fehlte jede Spur.

Dann erblickte sie etwas, das ihr das Blut in den Adern gefrieren ließ: Ein unbeschreibliches Ungeheuer, lang und glänzend, das sich schrecklich schnell über das Land schlängelte und wand. Seine schillernde Haut reflektierte das Licht so stark, dass sie beinahe davon geblendet wurde. Was konnte das sein? Es schien an diesem fremden Ort so viel Ungewohntes zu geben.

Wie würde sie sich also je hier zurechtfinden, geschweige denn, ihre Aufgabe erledigen?

## Ich bin eine Buchfigur

Es ist egal, wer ich bin. Denn ich existiere nicht. Ich habe keine Eltern, sondern entspringe der Feder eines Menschen. Ich werde niemals altern oder sterben, nur verblassen, wenn ich vergessen werde. Eigentlich habe ich sogar Glück, dass ich bewegt werde. Dass diese Handlung für mich niedergeschrieben wird und ich nicht einfach ohne Sinn bin, körperlos und seelenlos. Die meiste Zeit hätte ich nicht einmal die Fähigkeit zu denken. Aber es ist ein Glück, dass wir, die Figuren der Menschen, eine eigene Sprache erfunden haben. Einen Ausweg, um der allumfassenden Macht unserer Erzeuger wenigstens ein kleines bisschen zu entfliehen.

Jeder Gedanke, jeder Beginn einer Geschichte lässt neue Figuren entstehen, von denen die allermeisten nicht viel später verblassen. Die Figuren der sogenannten Schriftsteller fristen jedoch ein besonders elendes Dasein. Denn sie werden meistens noch mit zahlreichen Eigenschaften, einer Geschichte, einem Aussehen und verschiedenen Charaktereigenschaften versehen, mit zahlreichen Details ausgeschmückt, bevor sie verworfen werden. Für jene ist es viel schwieriger zu entschwinden, da sie sich dafür noch selbst vergessen müssen, auch wenn ihre Urheber das schon längst getan haben.

Ist es wirklich so schwer uns einfach mit ein bisschen Respekt zu behandeln?

Wenn ihr uns schon erfindet, dann ist es doch wohl in eurer Verantwortung, euch ein bisschen um uns zu kümmern! Uns nicht zu vergessen!

Das Schlimmste aber ist es, geteilt zu werden. Könnt ihr euch die schrecklichen Qualen vorstellen, die eine Buchfigur

befallen, wenn sie gleichzeitig von verschiedenen Personen gelesen wird? An verschiedenen Orten gleichzeitig sein muss?

Aber es ist ja sinnlos. Eine Stimme wurde mir nur kurz geschenkt und wird mir gleich genommen werden. Dann, wenn diese Geschichte endet.

## **Jeder Mensch erscheint sich selbst so wichtig**

Jeder Mensch erscheint sich selbst so wichtig. Wie soll es auch anders sein? Man fühlt nur seine eigenen Gefühle, denkt nur seine eigenen Gedanken. Es ist unmöglich, eine andere Person zu sein als die, die man ist. Vielleicht stimmt das nicht, vielleicht kann man wirklich spüren, wie es ist, jemand anderes zu sein. Aber das ist es nicht, worauf ich hinauswill: Letztendlich ist das alles unbedeutend.

Es gibt 7,89 Milliarden Menschen. 7,89 Milliarden verschiedene Gefühle, Gedanken. Die Erde existiert seit schätzungsweise viereinhalb Milliarden Jahren. Das Universum gibt es schon viel länger. Möglicherweise seit Anbeginn der Zeiten, obwohl es mir schwerfällt, mir vorzustellen, dass es wirklich *nichts* davor gab. Es ist doch unmöglich, dass Zeit einen Anfang oder ein Ende hat, oder? Ich werde es wohl nie genau erfahren.

Aber die Zeit der Menschen wird nicht ewig andauern. Irgendwann wird etwas passieren, das zu unserem Untergang führen wird. Wird es je wieder Lebewesen wie uns geben? Die unsere Spuren finden können, sodass wir zu unseren Lebzei-

ten nicht das Gefühl haben müssen, vergessen zu werden? Die Wahrscheinlichkeit ist sicherlich gering, obwohl ich nicht die Richtige bin, um das einzuschätzen. Wie kann es also wichtig sein, was uns passiert? Ob eine Person mehr oder weniger stirbt, ob wir unsere Welt töten oder sie uns?

Oder ist doch das Kleine wichtig?

## Sofia

Wasser! Hilfe! Ich musste trinken. Sofort. Ich stolperte aus der glühenden Sonne in den Schatten eines Olivenbaums. Meine Beine gaben unter mir nach und ich sank gegen den knorrigen Stamm. Ich wusste, dass die nächste Wasserstelle viel zu weit weg war, um sie rechtzeitig zu erreichen. Ebenso war mir klar, dass ich das nicht überleben konnte. Ich musste aufgeben.

Vertrocknete Grashalme stachen durch meine grobe Leinentunika. Kleine, harte Erdkrümel bohrten sich in meine Handflächen. Ich wollte schlucken, doch meine staubtrockene Zunge konnte mir diesen einfachen Dienst schon seit fast einem Tag nicht mehr erfüllen.

Langsam fielen meine Augen zu. Meine Gedanken waren träge, ich fühlte mich merkwürdig benommen. Bestimmt würde es nicht schwer sein, ich würde sicher keinen Schmerz verspüren, ich würde einfach einschlafen, der Tod wäre wie eine weiche Umarmung ... Mein Leben war weitestgehend gut gewesen, selbst wenn ich es nicht in das Elysium schaffen würde ...

Das Plätschern von Wasser und leises Kichern. War das der Tod? Irgendwie hatte ich mir das nie so vorgestellt. Wieso

hörte ich Wasser? Hatte Hermes, der bekanntlich die Seelen der Verstorbenen zum Eingang der Unterwelt brachte, mich das einbilden lassen, um mich zu quälen? Ich könnte die Augen öffnen und nachschauen ...

*Sofia Suggate, 14 Jahre*

## Briefwechsel

Regensburg, den 27. April 1945

Liebste Hildegard,

*wie geht es dir zurzeit? Du kannst dir nicht vorstellen, was passiert ist. Theobald und ich erwarten ein Kind. Doch es ist lang nicht so schön, wie es klingt. Denn die Amerikaner stehen vor der Tür. Erinnerst du dich noch an einen meiner ersten Briefe, in dem ich dir geschrieben habe, dass Theobald von der Wehrmacht einberufen wurde? Eigentlich bin ich froh, dass der Krieg vorbei ist. Ich musste jeden Tag um Theobalds Leben bangen. Nur wie wird es jetzt für uns weitergehen? Werden die Amerikaner Theobald gefangen nehmen oder sogar töten? Ich Sorge mich sehr um ihn.*

*In Hoffnung, dass es dir gut geht  
Deine Agnes*

München, den 30. April 1945

Liebste Agnes,

*ich habe deinen Brief erhalten und freue mich sehr für dich und deinen Geliebten. Ich habe auch gute Neuigkeiten, Heinz hat mich endlich gefragt, ob wir ausgehen wollen. Jetzt, wo der Krieg vorbei ist, können wir uns endlich in der Öffentlichkeit treffen, ohne Angst um unser Leben zu haben. Du weißt ja, dass er Jude ist. Vielen Dank, dass du uns nicht verraten hast. Wie es jetzt weitergeht, weiß ich auch nicht. Ich hoffe, dass die Amerikaner unsere zerbombten Häuser wiederaufbauen und sich um die Verletzten*

*kümmern. Vielleicht kann ich dich sogar einmal in Regensburg besuchen kommen.*

*Deine dir ewig dankende Freundin  
Hildegard*

*Regensburg, den 3. Mai 1945*

*Liebste Hildegard,  
die Amerikaner sind eingetroffen. Ich verstecke Theobald nun schon seit drei Tagen. Ich beschreibe seinen Aufenthaltsort nicht genauer, falls dieser Brief abgefangen wird. Obwohl Theobald zum Dienst gezwungen wurde, müssen wir auf der Hut vor den Amerikanern sein. Viele ehemalige Soldaten wurden schon abgeführt. Wenigstens hören die Angriffe auf. Niemand mit Behinderung, unterschiedlichen politischen Einstellungen oder anderer Religion wird mehr benachteiligt. Trotz aller Umstände freue ich mich für dich und Heinz. Wie sieht es jetzt bei euch aus? Die ganze Welt ist ja zurzeit im Wandel. Wir werden das Kind, falls es ein Mädchen wird, Hildegard nennen. Du warst eine Aufmunterung und hattest immer ein offenes Ohr für mich in der schwierigen Zeit. Entschuldige bitte, es klingelt gerade. Ich muss jetzt aufhören.*

*In tiefem Dank  
Deine Agnes*

## Viele Jahre später

Agnes lief ahnungslos zur Tür, um zu öffnen. Als sie diese entriegelte, fiel sie vor Überraschung fast um. Ihre Freundin Hildegard stand vor der Tür. Die beiden umarmten sich glücklich. Nun konnten sie sich alles erzählen, was in den letzten Jahren passiert war. Denn der letzte Brief von Agnes war nie abgeschickt worden. Erst dreißig Jahre später fanden die Freundinnen bei einem weiteren Besuch von Hildegard den Brief und erinnerten sich daran, was sie alles erlebt hatten. Sie lachten darüber, dass die kleine Hildegard inzwischen schon fast dreißig Jahre alt war, und sie freuten sich, dass sie sich nach all der Zeit immer noch so gut verstanden.

*Josefa Reisinger & Paula Bergauer*

## Über die Teilnehmerinnen

**Danielle** hat schon immer geschrieben und gelesen, wobei ihre Genrevorlieben dabei in zwei verschiedene Richtungen gehen: Psychothriller und Krimis auf der einen Seite und Fantasy auf der anderen. Außerdem hat sie eine Schwester und zwei Katzen. Die Vierzehnjährige malt gerne.

Die zwölfjährige **Ida** wohnt mit ihrer Familie, die aus ihren Eltern, einem kleineren Bruder, zwei Kaninchen und einen Hund besteht, in Regensburg. In ihrer Freizeit singt, schwimmt und malt sie gerne. Ihr Lieblingsfach ist Geografie und sie interessiert sich für Fantasy. Die Vegetarierin lacht viel und ist ein fröhlicher Mensch.

**Josefa** ist sehr energiegeladen und lacht viel. Sie ist auch etwas tollpatschig, aber sehr kreativ, denn sie näht und zeichnet viel. Die Vegetarierin schreibt schon seit der vierten Klasse eigene Geschichten.

**Maja** wirkt auf den ersten Blick schüchtern, aber wenn man sie besser kennenlernt, freundet man sich schnell mit ihr an. Sie ist zwölf Jahre alt und macht sich für Gleichberechtigung und Umweltschutz stark. Maja zeichnet und liest gerne und ist generell sehr kreativ.

**Paula** wäre eine perfekte Romanheldin. Sie ist impulsiv, sportlich und robust, aber auch kreativ. Außerdem setzt sie sich für Gleichberechtigung und Umweltschutz ein. Sie ist jemand, der perfekt in die gefährlichen Welten von Panem oder Harry Potter passen würde.

**Sofia** liest gerne Fantasy-Bücher. Sie mag Tiere und hat selbst auch zwei Katzen namens Artemis und Apollo. Die gebürtige Neuseeländerin schreibt schon seit sie zehn ist an einer Geschichte. Sie ist das älteste von fünf Geschwistern, mit denen sie gerne draußen ist. Außerdem spielt sie seit fünf Jahren Geige.

Über ein halbes Jahr hinweg haben sich die Teilnehmerinnen mit der Schriftstellerin Gerda Stauner getroffen, um an den Texten zu arbeiten. Dabei entstanden auch einige längere Geschichten, die noch nicht fertig erzählt sind. Die Schreibgruppe hat daher beschlossen, sich weiterhin zu treffen. Alle neuen Texte werden künftig hier veröffentlicht: <https://www.regensburg.de/leben/bildung-u-wissenschaft/stadtbuecherei/veranstaltungen/aktionen-fuer-kinder-und-jugendliche/schreibwerkstatt>



Während eines Workshops auf dem Balkon des Thon-Dittmer-Palais in Regensburg

## Inhaltsverzeichnis

Am Anfang war das Wort .....	5
Wie wird sich unsere Welt verändern? .....	7
Auszug aus dem Roman „Avery“ .....	12
Falsche Freunde .....	21
Auszug aus dem Roman „Myrasell“ .....	28
Mein Name .....	36
Auszug aus dem Roman „Herz, Kopf und Baby“ .....	38
Auszug aus „Die Flucht“ .....	47
Verdrehte, verzerrte, falsche Welt .....	59
Ich bin eine Buchfigur .....	65
Jeder Mensch erscheint sich selbst so wichtig .....	66
Sofia .....	67
Briefwechsel .....	69
Über die Teilnehmerinnen .....	72

